1,20 DM / Band 6
Schweiz Fr 1,50 / Österr. S 9,-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Schach mit dem Dämon

John Sinclair Nr. 6

von Jason Dark

erschienen am 28.03.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Schach mit dem Dämon

Bisher war ich stolz darauf, gegen die Mächte der Finsternis kämpfen und siegen zu können.

Ja, ich habe sie besiegt. Und es ist mir nicht leichtgefallen. Aber mit Hilfe meiner Freunde habe ich den Dämonen immer wieder vernichtende Niederlagen beigebracht.

Doch die Höllengeschöpfe gaben nicht auf, brüteten neue, noch schrecklichere Teufeleien aus. Bis sie zum alles entscheidenden Schlag ausholten.

Sie entführten meine Freunde. Jane Collins, Suko, Sheila und Bill Conolly. Um sie zu befreien, mußte ich ihnen in das Reich der Finsternis, der Qualen und der tausend Ängste folgen. Dabei weiß ich nicht, ob ich jemals wieder zurückkehren werde…

Es fing alles so harmlos an.

Die Schatten der Dämmerung hatten einen strahlenden Herbsttag abgelöst, Doch jetzt, gegen Abend, kam schon die Nachtkühle auf. Über den Wiesen tanzten die Mücken, während der Wind bereits die ersten gelben Blätter von den Bäumen wehte.

Bill Conolly, früher Starreporter und heute nur noch gelegentlich für die großen Magazine in aller Welt tätig, betrat seinen großen Wohnraum. Er hatte Holz geholt und wollte mit seiner Frau Sheila einen gemütlichen Abend am Kamin verbringen, im Schaukelstuhl, bei knisterndem Feuer und einem guten Buch.

Seit Bill verheiratet war, führte er das Leben eines normalen Ehemannes, wenn er auch manchmal aus dem Alltag ausbrach und mit seinem besten Freund John Sinclair auf Dämonenjagd ging. Doch das kam selten vor, dafür sorgte schon Sheila, dieses blondhaarige, liebevolle Wesen, das Bills Herz in Flammen gesetzt hatte.

Bill Conolly stapelte die Holzscheite in einen Eisenkorb und wischte sich die Hände sauber. Aus den Lautsprechern der Stereoanlage erklang leichte Musik. Schlager, die gerade »in« waren.

Bill ging in die Knie und legte einige Holzstücke fachmännisch auf den Kaminrost. Eine Gasanlage sorgte dafür, daß sie sich schnell entzündeten.

Schon bald prasselten die Flammen. Ihr zuckender Schein tauchte das Zimmer in gemütliches Licht. Bill knipste noch zwei Wandleuchten an, zog sich den Schaukelstuhl ein Stück näher an den Kamin und begann zu lesen. Er vertiefte sich in einen Reisebericht, den ein deutscher Forscher über die Osterinseln geschrieben hatte. Das Buch fesselte den hochgewachsenen Mann so sehr, daß er die Schritte nicht hörte, die sich ihm näherten. Er schlug soeben eine Seite um, da legten sich zwei Hände über seine Augen.

Bill ließ das Buch sinken. »Wer ist da?« fragte er gespielt überrascht.

»Rate mal«, erklang eine weiche, weibliche Stimme.

»Keine Ahnung!« Bill mußte grinsen. Er schwang seine Arme über den Kopf, legte beide Hände auf eine schmale Wespentaille und fühlte unter seinen Fingern die Seide eines Kleides.

»Wenn mich nicht alles täuscht, steht hinter mir mein Herr und Gebieter und Bettgespielin in einer Person«, sagte Bill.

»Schuft!« Die Hände verschwanden von Bills Augen. »Mich so zu bezeichnen. Bettgespielin, wie sich das anhört.«

Sheila Conolly kam um den Stuhl herum und setzte sich zu ihrem Mann auf den Schoß.

Bill legte seine Hände um Sheilas Nacken. Das Buch rutschte zu Boden. Es war ihm egal. Dicht vor seinen Augen schimmerten Sheilas verlockende Lippen. Obwohl Bill nun schon einige Jahre verheiratet war, übte Sheila noch immer die Faszination auf ihn aus wie am Tag

der Hochzeit. Sie war eine Frau, von der viele Männer nur träumen konnten.

Das lange Haar hatte eine blonde Farbe und erinnerte an reifen Kansas-Weizen. Es fiel bis auf die Schultern und legte sich dort in eine Außenrolle. Sheila hatte ein feingeschnittenes Gesicht, an dem die Kosmetikindustrie mit ihren Cremes und Wässerchen höchstens etwas verschlimmern konnte, und volle, naturrote Lippen. Ihre Figur konnte sich ebenfalls sehen lassen. Sheila Conolly war ein Typ, der in alten Jeans und T-Shirt ebenso sexy wirkte wie im weit ausgeschnittenen Abendkleid.

Bill war stolz auf seine Frau, und Sheila war stolz auf ihn.

An diesem Abend trug sie ein langes Hauskleid im Country Look. Der Rock war bunt, von der Taille ab geschwungen und nicht angekräuselt. Das Oberteil schmiegte sich eng an den Körper. Die kurzen, wie aufgebläht wirkenden Ärmel standen im krassen Widerspruch dazu.

Sheilas Zeigefinger fuhr über Bills Lippen. »Es wird ein wunderbarer Abend«, flüsterte sie. »Nur wir beide. Ich habe mich schon seit Stunden darauf gefreut.«

Bill verzog das Gesicht. Dabei bildeten sich auf seiner Stirn Dackelfalten. Er sah lustig aus. »Du vergißt den Knilch, der uns heute noch das Geschenk bringen soll«, sagte er. »Der Knabe kommt verdammt spät.« Bill blickte auf seine gemütliche Leben und wünsche mir, daß Uhr. »Schon sieben durch. Wenn er in einer Stunde noch nicht hier war, rufe ich an.«

Sheila lächelte. »Er wird schon noch kommen.«

»Hoffentlich.«

Das Geschenk, von dem Bill Conolly gesprochen hatte, war etwas ganz Besonderes. Sheila hatte es zufällig in einem Antiquitätenladen gesehen und war sofort hingerissen.

Bei diesem Geschenk handelte es sich um ein Schachspiel aus dem sechzehnten Jahrhundert. Die Figuren waren aus kostbarem Elfenbein geschnitzt und kosteten ein kleines Vermögen.

Sheila hatte das Spiel trotzdem gekauft. Sie und Bill brauchten auf den Shilling nicht zu schauen. Sheila hatte von ihrem Vater mehrere chemische Fabriken geerbt. Sie selbst hatte sich aus dem Geschäft zurückgezogen und überließ das Management erfahrenen Fachleuten. Mit Erfolg, wie Sheila an den Gewinnspannen merkte.

Das Schachspiel war nicht für sie, sondern für John Sinclair. Er hatte am nächsten Tag Geburtstag, und da John ein Freund des königlichen Spiels war würde ihm dieses Geschenk sicherlich eine riesige Freude bereiten.

Die Feier sollte in Johns Appartement stattfinden, und geladen waren all seine Freunde. Männer und Frauen, auf die sich der Geisterjäger

hundertprozentig verlassen konnte, die er aber auch niemals im Stich lassen würde.

Bill Conolly zündete sich eine Zigarette an. Gelassen blies er den Rauch in die knisternden Flammen, während Sheilas Kopf an seiner linken Schulter ruhte.

»Ich wollte, es wäre immer so«, sagte sie leise.

»Wie meinst du das?«

»Ich liebe diese Abende, das ruhige es immer so bleiben wird.«

»Aber warum soll sich daran etwas ändern?«

Sheila nahm den Kopf hoch. »Du lügst, ohne rot zu werden, Bill«, sagte sie. »Denk mal an die schrecklichen Auseinandersetzungen, die hinter dir liegen. Die Kämpfe mit Dämonen und was weiß ich für Höllenpack. Das ist jetzt auch nicht vorbei. Noch vor gar nicht langer Zeit wärst du um ein Haar ums Leben gekommen.«

»Spielst du auf den Fall im Himalaya an?«

»Ja.«

Bill drückte die Zigarette im Aschenbecher aus. »Was kann ich dafür, daß Flugvampire die Maschine angegriffen haben?«

»Du darfst eben solche Reisen nicht mehr unternehmen«, erwiderte Sheila mit bestechender weiblicher Logik.

Der Türgong unterbrach das Gespräch.

»Das wird der Knabe sein«, vermutete Bill und schob Sheila sanft von seinem Schoß. »Ich mache auf.«

Mit langen Schritten durchquerte der Reporter den großen Raum und die Diele, dann stand er vor der Haustür. Durch die Sprechanlage erkundigte er sich, wer draußen war.

Es war tatsächlich der Mann mit dem Geschenk.

»Sie können hereinkommen«, sagte Bill und drückte auf einen Knopf. Das Eingangstor zu seinem Grundstück glitt automatisch zur Seite.

Bill erwartete den Überbringer vor der Haustür. Der Mann mußte erst noch den großen Vorgarten durchqueren, in dem bereits die Laternen brannten und um deren helle Lichtinseln Hunderte von Mücken ihre seltsamen Tanzspiele aufführten.

Der Besitzer des Geschäftes überreichte persönlich das Geschenk.

Der Mann hieß Octavio und war für Bills Geschmack ein unsympathischer Bursche. Er trug einen schwarzen Mantel, der ihm fast bis zu den Knöcheln reichte. Der Schädel war eiförmig, und nur, den Hinterkopf schmückten noch einige hellgraue Haare. Octavio ging leicht vornübergebeugt. Hart stach die Raubvogelnase aus seinem Gesicht hervor.

Augenbrauen hatte der Mann keine mehr aufzuweisen, dafür aber einen sichelförmigen Bart, der rechts und links der Mundwinkel herabhing und nur die schmale Unterlippe zu erkennen gab.

Die kleinen Augen lagen tief in den Höhlen und schienen jeden

Menschen mit Blicken durchbohren zu wollen.
Mister Octavio hatte die Arme ausgestreckt. Das wertvolle Geschenk trug er auf beiden Händen. Es war wohl verpackt.
»Bitte sehr, Mister Conolly«, sagte der Händler und ließ sich das Paket von Bill abnehmen.
Bill faßte es behutsam und stellte es in der geräumigen Eingangsdiele auf einen kleinen Tisch. Dann nahm er den schon vorbereiteten Scheck und überreichte ihn dem Händler.
Octavio steckte das Papier ein, ohne überhaupt einen Blick darauf zu werfen. Er sah nur Bill an, und der Reporter glaubte, ein wissendes Lächeln um die Mundwinkel des Gegenübers spielen zu sehen.
»Ist noch etwas?« fragte Bill.
»Eigentlich nicht.«
»Sondern?«
»Ich wünsche Ihnen nur viel Spaß beim königlichen Spiel«, sagte der Mann mit einem Unterton in der Stimme, der Bill stutzig werden ließ. Der Reporter entgegnete jedoch nichts, auch nicht, als Octavio sich umdrehte und grußlos dem Tor entgegenging.
Bill wartete, bis er den Mann nicht mehr sehen konnte. Dann ging er zurück ins Haus.
Sheila erwartete ihn bereits. Da sie mit dem Rücken zum Kamin stand, warf der Widerschein der Flammen kupferfarbene Reflexe auf ihre goldblonde Außenrolle. Sie sah bezaubernd aus.
Bill stellte das Paket ab.
Sheilas Lächeln gerann, als sie in das Gesicht ihres Mannes blickte. »Ist etwas geschehen?«
»Nein, wieso?«
»Du siehst so nachdenklich aus.«
Bill winkte ab. »Dieser Octavio ist ein komischer Kerl. Der hat mich angesehen, als wollte er mich fressen. Und dazu hat er noch gegrinst. Seltsam.«
Sheila kam auf ihren Mann zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern. »Mein lieber Bill du siehst mal wieder Gespenster. Nicht jeder Mensch ist gleich. Das müßtest du doch eigentlich am besten wissen.«
Bill hob die Schultern. »Schon aber…«
»Kein aber, mein Schatz.« Sheila Conolly zog ihren Mann mit sanfter Gewalt zu dem Fell: Sie hatte es auf den Boden gelegt und darauf mehrere Kissen. Bill sah, daß an Sheilas Kleid schon einige Knöpfe offen standen, und er wußte Bescheid.
Das, was ihn, jetzt erwartete, ließ ihn das Schachspiel vergessen…

***

Beinahe lautlos rollte das Tor über die Schiene und glitt hinter

Octavio ins Schloß.

Der Händler drehte sich um, verstaute beide Hände in seinen Manteltaschen und lächelte. Es war ein böses, wissendes und teuflisches Lächeln zugleich. Denn er, Octavio hatte dem Reporter eine Bombe ins Haus gebracht.

Eine magische Bombe allerdings, deren Wirkung jedoch nicht minder schrecklich sein würde als die einer herkömmlichen Bauart.

Der Händler ging nicht sofort zu seinem Wagen. Er warf noch einen Blick durch die armdicken Gitterstäbe des Tores auf das Haus. Octavio sah Licht durch die Büsche schimmern, sehr schwach nur, und bald wurde es völlig finster.

Erst jetzt wandte der Händler sich ab.

Mit gemessenen Schritten ging er durch die ruhige Villenstraße. Niemand beobachtete ihn, kein Mensch befand sich noch um diese Zeit auf dem Bürgersteig. Die Villen – sie lagen meist innerhalb parkähnlicher Grundstücke – waren von der Straße her kaum zu sehen. Mauern und wuchtige Bäume bildeten einen richtigen Schutzwall.

Doch Octavio war das egal. Er kümmerte sich um andere Sachen, hatte viel größere Pläne.

Er erreichte seinen Wagen. Es war eines dieser altmodischen hochrädrigen Taxis, die – schon ausgemustert – zu Liebhaberpreisen verkauft wurden. Octavio hatte seinen Wagen regelrecht ersteigert. Er fühlte sich nur in solch einem Gefährt wohl.

Der Händler selbst fuhr nicht. Er hatte einen Diener eingestellt. Der Mann hieß Malko, war Fahrer, Leibwächter und Putzfrau in einer Person. Er hatte Octavio im Innenspiegel ankommen sehen und öffnete ihm die Tür.

Der Händler stieg ein. Zufrieden grinsend ließ er sich auf den Beifahrersitz sinken.

Malko drehte den Kopf. »Hat alles geklappt?« fragte er. Seine Stimme klang nicht lauter als ein Flüstern, obwohl er normal sprach. Malko hatte einen Stimmbandschaden. Überhaupt war er ein seltsamer Typ. Auf seiner Stirn befand sich eine schlecht verheilte, fingerdicke Narbe. Sie zog sich waagerecht von einer Stirnseite zur anderen. Die Augen verdeckte Malko durch eine dunkle Brille, die Nase war flach und sah aus wie ein Kieselstein. Der große Malko hatte ein fliehendes Kinn und einen kleinen, fast runden Mund. Er hielt sich stets gebeugt, und so entstand der Eindruck, daß die Natur Malko auch noch mit einem Buckel versehen hatte.

Octavio warf die Tür ins Schloß. »Fahr los«, sagte er.

Malko startete. Er war kein besonders guter Fahrer, und der Wagen ruckte beim Start an. Der Händler wurde nach vom geworfen und fluchte. »Paß doch auf, du Idiot!« zischte er.

Malko entschuldigte sich.
Er steuerte das hochrädrige Taxi durch das abendliche London auf den Stadtteil Chelsea zu. Während der Fährt sprach keiner der Männer ein Wort. Erst als sie das Geschäft erreicht hatten, erkundigte sich Malko: »Haben Sie noch Arbeit für mich?«
»Nein!«
Malko ließ seinen Boß aussteigen und lenkte den Wagen dann in eine Garage. Die Einfahrt befand sich im Erdgeschoß des Nachbarhauses, direkt neben dem Antiquitätenladen.
Octavio schloß die gut gesicherte Tür auf. Unter dem Holz verbarg sich eine Panzerplatte, und auch das Schloß war so gut wie einbruchssicher.
Im Dunkeln betrat der Händler sein Geschäft. Die kleine Glocke, die normalerweise den Besuch eines Kunden ankündigte, hatte er abgestellt.
Es war nicht völlig ruhig in dem Geschäft. Irgendwo knackte und knarrte immer etwas. Die Bohlen des Fußbodens ächzten unter Octavios Gewicht.
Durch eine Tür hinter dem breiten aber ziemlich kurzen Holztresen verschwand der Händler in einem Nebenzimmer, das als Büro eingerichtet war.
Octavio machte Licht. Der Widerschein spiegelte sich auf einem alten Stahlschrank. Der Schreibtisch hätte ebenfalls schon in ein Museum gehört, und der Stuhl mit dem hohen Armlehnen auch. Nur das Telefon war neu.
Der Händler ließ sich in den Sessel fallen. Beide Hände legte er auf den Schreibtisch und schloß die Augen. Er war zufrieden mit sich. Die Weichen waren gestellt, um John Sinclair und dessen Freunde ein für allemal von dieser Welt verschwinden zu lassen…

***

Zigarettenrauch kräuselte der Decke entgegen. Das Feuer im Kamin war fast heruntergebrannt. Nur noch ein paar sparsame Flämmchen flackerten auf. Hin und wieder zerplatzte ein Holzspan, und glühende Funken flogen der Kaminöffnung entgegen.
Bill saß im Schaukelstuhl. Er nippte an seinem Bourbon. Ab und zu warf er einen Blick auf Sheila, die es sich auf dem Fell bequem gemacht hatte. Ein flauschiger blauweißer Morgenmantel hüllte ihren Körper ein.
Bill trank in langsamen Schlucken. Eiswürfel schlugen mit melodischem Klingen gegeneinander.
»Schon elf Uhr«, sagte Sheila, »ich glaube es wird Zeit.« Sie räkelte sich und kuschelte sich dann enger in den Bademäntel.
Bill lächelte. Er hob dabei die Schultern. »Was soll’s? Uns treibt doch

niemand.«
»Trotzdem, ich bin müde.« Sheila setzte sich. Der Mantel klaffte auseinander und gab zwei makellose Beine frei.
»Und das Paket?« fragte Bill.
Sheila runzelte die Stirn.
»Johns Geschenk«, hakte der Reporter nach. »Du wolltest es doch noch zeigen und dann in Geschenkpapier einwickeln. Du hast es mir selbst gesagt.«
Sheila zog einen Flunsch. »Ehrlich gesagt, dazu bin ich zu müde. Ich mache das morgen.«
»Faulpelz.« Bill stemmte sich aus seinem Stuhl. »Ansehen werde ich mir die Figuren trotzdem.«
»Tu das. Ich gehe schon ins Bett.« Sheila begann zu gähnen. Sie ließ sich von Bill hochziehen, hauchte ihm einen Kuß auf den Mund und flüsterte: »Es war schön, Darling.«
»Das ist es doch immer.«
»Aber heute besonders.« Sheila machte sich frei und verließ das Zimmer.
Bill trank sein Glas leer. Die Zigarette war im Ascher verqualmt. Der Reporter holte eine Schere und begann die Kordeln, die um das Papier gewickelt waren, aufzuschneiden.
Zum Vorschein kam ein graubrauner Karton. Er hatte die Form eines großen Würfels. Bill öffnete die beiden oberen Papphälften und holte das hölzerne Schachbrett hervor.
Die schwarzen und weißen Felder schimmerten mit einem matten Glanz. Bei näherem Hinsehen erkannte Bill Motive, die in die Felder eingearbeitet worden waren.
Der Reporter runzelte die Stirn. Solch ein Schachbrett hatte er noch nie zu Gesicht bekommen. Normalerweise waren die Felder glatt und ohne irgendwelche Zeichen. Aber hier…
Bill war zu müde, um, sich noch genauer mit dem Schachbrett zu beschäftigen. Er holte statt dessen die kleine Kiste mit den Figuren aus dem Karton hervor.
Die Kiste war mit, Samt ausgeschlagen. Die schwarzen und weißen Spielfiguren – aus Ebenholz geschnitzt – lagen nach Farben getrennt.
Bill fiel zuerst der weiße König in die Hand. Er war etwa so groß wie eine Männerhand, trug eine Krone auf dem Kopf und hatte ein so kunstvoll geschnittenes Gesicht, daß Bill das Gefühl hatte, die Figur würde leben.
Er strich mit dem Finger über das Holz. Es fühlte sich seltsam warm und weich an. Nachgiebig.
Bill legte die Figur beiseite, nahm die Dame in die Hand.
Bei ihr hatte er das gleiche Gefühl. Während der König ein Zepter in der Hand hielt, trug die Dame um den Hals eine Holzkette, mit

winzigen, kaum zu erkennenden Diamantsplittern.

»Das ist ein Ding«, flüsterte Bill ehrfurchtsvoll, »so etwas habe ich noch nie gesehen.« Er sah sich die Dame genau an. Der Künstler, der diese Figuren geschnitzt hatte, war ein wahrer Meister seines Fachs. Er hatte ihnen Leben eingehaucht. Ja, Bill kam es so vor, als würden die Figuren im Licht der Wandlampen ein regelrechtes Eigenleben entwickeln.

Der Reporter wischte sich über die Augen. »Ich glaube, ich brauche auch eine Mütze voll Schlaf«, murmelte er.

Dann nahm er die anderen Figuren zur Hand.

Die Türme. Sie sahen völlig normal aus. Zylinderförmig und mit einer Zinne versehen.

Die Läufer. Auch normal. Sie unterschieden sich in nichts von anderen Schachfiguren.

Die Springer! Hier hatte der Meister wieder seine Klasse bewiesen. Er hatte Tiere geschnitzt, so echt und so lebensnah, als würden sich die Holzfiguren im Galopp befinden. Auf den Rücken der Pferde saßen Reiter und schwangen ihre Schwerter.

Bill legte die Figuren wieder in den Kasten.

Blieben noch die Bauern.

Bill Conolly nahm eine dieser kleinsten Figuren in die Hand, die nur halb so groß waren wie die anderen. Er drehte sie in den Fingern und stieß im nächsten Augenblick eine Verwünschung aus.

Die Bauern trugen Lanzen, in den Händen, die vorn so spitz waren, daß sich der gute Bill die Haut unterhalb des Nagels aufgerissen hatte.

»Sind ja lebensgefährlich, die Dinger«, knurrte der Reporter. Er sah in das Gesicht der Figur. Hier waren Augen, Mund und Nase nur angedeutet. Der Schnitzer hatte sich nicht soviel Mühe gegeben. Aber es waren ja nur Bauern.

Bill Conolly packte die Figuren wieder ein.

»Kommst du, Bill?« hörte er Sheilas Stimme.

»Ja, gleich.« Der Reporter lutschte das Blut von seinem rechten Zeigefinger, klappte die Kiste wieder zu und verließ den Raum. Vorher, löschte er noch das Licht und schritt die Wendeltreppe zum Schlafzimmer hoch.

Schlaf- und Waschräume lagen in der oberen Etage. Sheila hatte schon die Betten aufgeschlagen. Bill warf noch einen Blick in den Schlafraum und sagte lächelnd: »Ich gehe nur noch ins Bad.«

»Aber beeile dich, Darling. Ich will nicht ohne dich einschlafen.«

Bill deutete einen Kuß an und verschwand. Der Finger blutete noch immer. Ein ziehender Schmerz pulste durch, seine Hand. Bill wunderte sich, daß diese kleine Wunde so lange blutete. Das war ihm bei ähnlichen Verletzungen nicht passiert. Er hatte gutes »Heilfleisch«.

Im Bad fand Bill ein Pflaster und klebte es auf die »Wunde«. Dann

stieg er noch kurz unter die Dusche. Er trocknete sich gar nicht richtig ab, sondern zog seinen dicken flauschigen Bademantel über.

Sheila schlief bereits, als er das gemeinsame Schlafzimmer betrat. Auch Bill legte sich hin.

Er löschte das Licht.

Jetzt, wo er abschalten konnte, fühlte er wieder das Ziehen im Finger. Bill meinte sogar, der Zeigefinger wäre etwas angeschwollen. Er dachte nicht mehr an die kleine Verletzung und versuchte zu schlafen.

Es gelang ihm nicht.

Unruhig wälzte er sich von einer Seite auf die andere. Neben ihm atmete Sheila tief und gleichmäßig. Er beneidete seine Frau um ihren gesunden Schlaf.

Bill hatte die Tür offen gelassen. So war es nicht völlig finster. Der Reporter konnte Umrisse erahnen. Er begann das alte Spiel und zählte Schäfchen. Schlaf fand er trotzdem nicht.

Waren es zwei oder drei Stunden, die Bill wachgelegen hatte? Er vermochte es nicht zu sagen. Irgendwann fiel er dann in einen tiefen Schlummer, einen fast bewußtlosen Zustand, der Bill einen Traum bescherte und ihm den Schweiß aus den Körperporen trieb.

Bill sah sich als Schachfigur. Auf einem riesigen Brett. Von allen Seiten kamen sie auf ihn zu. Die Reiter auf ihren Pferden, gefolgt von den Bauern. Der König und die Dame trieben ihre Vasallen an. Alle hatten nur ein Ziel.

Sie wollten Bill Conolly töten!

Die Bauern trieben ihn in die Enge. Lanzen flogen auf ihn zu. Bill wich aus, sprang zur Seite, doch es kamen immer mehr Lanzen geflogen. Er wurde an der linken Schulter getroffen, an der Hüfte. Eine Lanze streifte seinen Hals.

Bill fiel zu Boden, Dann stand der König persönlich vor ihm. Sein Gesicht hatte sich verändert. Es war zu einer dämonischen Fratze geworden, mit glühenden Augen und einem riesigen Maul.

Der König hielt ein Schwert in der Hand. Hoch schwang er es über dem Kopf.

»Ich töte dich, Bill Conolly! Ich töte dich!«

Er schlug zu.

»Neiiinnn!« schrie Bill, setzte sich im Bett auf und war wach.

Licht blendete ihn.

Sheila Conolly hatte es angeknipst. Besorgt blickte sie ihren Mann an. »Was ist, Bill? Was ist los? Warum hast du geschrien?« Sie faßte nach seiner Schulter.

Bill schüttelte den Kopf und rieb sich über die schweißnasse Stirn. Er mußte sich erst wieder beruhigen. Seine Stimme klang heiser, als er sagte: »Ich hatte da einen Traum. Einen Alptraum. Grauenhaft.«

»Aber der ist jetzt vorbei«, erwiderte Sheila beruhigend. »Du brauchst keine Angst mehr zu haben.«

Bill atmete keuchend. Er mußte Sheila den Traum einfach erzählen. »Das Schachbrett«, flüsterte er.

»Was war damit?«

»Ich, ich war eine Schachfigur. Und die anderen Figuren lebten. Bauern, die Dame, der König. Sie alle liefen auf mich zu, wollten mich töten. Mein Gott.« Bill vergrub sein Gesicht in beide Hände.

»Soll ich dir ein Glas Wasser holen?« fragte Sheila fürsorglich.

»Nein, nein, nicht nötig. Danke.« Der Reporter lies sich wieder zurückfallen. Ziellos starrte er gegen die Decke. Dann sagte er: »Gebe Gott, daß dieser Traum niemals in Erfüllung geht…«

***

Ich betrat das Bad und machte Licht. Augenblicklich sah ich mein Spiegelbild. Ein ziemlich mieses, muß ich ehrlich gestehen.

Das ist er also, stellte ich fest. Der berühmte Geisterjäger, Feind aller Dämonen und finsteren Mächte.

Im Schlafanzug sehen alle Menschen irgendwie gleich aus. Auch ich. Ich, John Sinclair, seines Zeichens jüngster Oberinspektor bei Scotland Yard, ziemlich groß, blondhaarig, blaue Augen und mit einer Narbe versehen, die mir Doktor Tod verpaßt hatte. Die Narbe zog sich quer über die rechte Wange. Sie war kaum zu erkennen, nur wenn ich sehr unter Streß stand glühte sie dunkelrot.

Im Augenblick war ich müde. Ich streckte mir selbst die Zunge heraus. Sie war belegt. Ich gähnte und stellte mir vor, jetzt irgendwo auf einer einsamen Berghütte zu sein und die Nebelschwaden zu beobachten, die aus den Tälern stiegen.

Leider war ich es nicht, sondern befand mich in meiner Wohnung. Ich hatte Geburtstag. Jawohl, ich war mal wieder reif. Aus diesem Grund hatte ich auch einen Tag Urlaub genommen. Mit dem heutigen Freitag sollte es ein verlängertes Wochenende werden. Mit einer Feier am heutigen Abend.

Geburtstag! Wie sich das anhörte. Als Kind hatte ich mich darauf gefreut, aber wenn man das dreißigste Lebensjahr überschritten hatte, dann begann man schon nachzudenken. Ich kenne Leute, die sagen kurz und knapp: mit Dreißig ist der Lack ab! Ich gehöre nicht zu den Pessimisten, obwohl ich eigentlich dankbar sein mußte, daß ich diesen Geburtstag noch feiern konnte. Wenn ich so an die vergangenen Jahre denke, dann läuft mir nachträglich noch eine Gänsehaut über den Rücken.

Zuviel war auf mich eingestürmt. Ich hatte mich mit den schlimmsten Dämonen herumgeschlagen. Erst vor wenigen Tagen noch war ich mit einem gesamten Vergnügungspalast in eine andere

Dimension versetzt worden.
Unbegreiflich…
Ich scheuchte die trüben Gedanken fort und stieg aus meinen Schlafanzug.
Dann hüpfte ich unter die Dusche. So etwas macht mich immer munter.
Zehn Minuten überließ ich meinen Körper den Wasserstrahlen, und gerade als ich aus der Kabine stieg, klingelte das Telefon.
Der erste Gratulant?
Tropfnaß ging ich in den Living-room. Beim fünften Klingeln hob ich ab.
»Sinclair!«
Die Männerstimme am anderen Ende der Leitung begann zu lachen. »Sie haben heute Geburtstag?«
Mir schwante schon Böses. »Ja«, erwiderte ich. »Und?«
»Es wird ihr letzter Geburtstag sein, Sinclair. Noch heute werden Sie zur Hölle fahren. Es ist Schluß, vorbei!«
Klick. Der Anrufer hängte ein.
Ich starrte auf den Hörer. Wenn das kein Geburtstagsgruß war. Von meinen Haaren tropfte das Wasser. Es rann auf den Teppich und wurde dort aufgesaugt. Ich wischte mir über die Stirn und legte den Hörer auf die Gabel. Ich fühlte, wie die Spannung sich in meinem Körper breitmachte.
Okay, man wollte mich also wieder umlegen. Wer, wußte ich nicht. Aber einen Fehler hatten die Unbekannten gemacht. Sie hatten mich gewarnt, und so konnte ich meine Vorbereitungen treffen.
Ich begann mich anzuziehen. Ich versuchte so etwas wie ein freudiges Geburtstagsgefühl zu entwickeln, doch das war nicht drin. Zu deutlich war die Warnung gewesen.
Es schellte.
Das konnte eigentlich nur Suko sein.
Doch vorsichtig geworden, blinzelte ich durch den Spion.
Tatsächlich stand Suko vor der Tür. Er hatte sein breites Gesicht zu einem Lächeln verzogen, und als ich öffnete, gratulierte er mit einer Herzlichkeit, die ich dem alten Kämpfer gar nicht zugetraut hätte.
Suko war mein Freund. Ich hatte ihn bei einem haarsträubenden Einsatz kennengelernt, und er war dann mein Verbündeter im Kampf gegen die Mächte der Finsternis geworden. Sein Gesicht erinnerte etwas an einen Pfannkuchen. Suko war kleiner als ich, aber ungeheuer breit und muskulös. Befand er sich einmal in Action, blieb kein Auge trocken. Da wurde er förmlich zu einem Karatetiger und nahm es mit fünf Leuten gleichzeitig auf.
»Komm rein«, sagte ich und schloß die Tür. Wir hatten verabredet, gemeinsam zu frühstücken.

»Man hat mir schon einen Geburtstagsgruß geschickt«, klärte ich Suko auf.
»Wer hat denn angerufen? – Jane?«
»Ich wollte, es wäre so. Nein, ein unbekannter Freund. Er hat versprochen, mich heute noch zur Hölle zu schicken.«
Suko erstarrte mitten in der Bewegung. »Stimmt das?«
»Ich mache keine Scherze.«
»Erzähl.«
Ich berichtete.
Sukos Gesicht hatte einen ungläubigen Ausdruck angenommen, »Wer kann das nur sein?« murmelte er. »Ehrlich gesagt, mir ist das unbegreiflich. Aber vielleicht sind das die Nachfolger von unserem Freund Alex Tarras.«
Suko spielte dabei auf den letzten Fall an, der hinter uns lag.
»Glaube ich nicht.« Ich schüttelte den Kopf. »Da braut sich irgendwas zusammen. Na ja, wir werden sehen. Aber komm erst mal frühstücken. Das haben wir uns verdient.«
Das Frühstück schmeckte mir nicht. Die Drohung des Anrufers hing wie ein unsichtbares Schwert über meinem Kopf. Auch Suko war der Appetit vergangen. Er trank nur zwei Tassen Kaffee und schob den leeren Teller von sich.
»Ein toller Geburtstagsanfang«, stellte er fest.
»Nicht meine Schuld«, sagte ich und griff nach den Zigaretten. Ich gönnte mir das erste Stäbchen des Tages. Meine Gedanken kreisten immer noch um den Telefonanruf. Ganz plötzlich entschloß ich mich, ins Büro zu fahren.
Suko machte ein überraschtes Gesicht, als ich ihm meine Entscheidung mitteilte. »Ich denke, du hast Urlaub«, sagte er nur.
»Ich bin in ein paar Stunden wieder zurück«, erwiderte ich. »Aber ich will trotzdem den letzten Fall noch einmal durchgehen. Vielleicht findet sich dort tatsächlich ein Anhaltspunkt.«
Suko grinste säuerlich. »Und was soll ich sagen, wenn jemand anruft und dir wirklich gratulieren will?«
»Sag ihm, ich wäre geplatzt!«
»Okay, mach ich.«
Mit dem Lift fuhr ich in die Tiefgarage. Dort stand mein silbergrauer Bentley. Ein Klasse Wagen. Die Sitze waren aus schwarzem Leder das Cockpit des Schlittens holzverkleidet.
Der Wagen sprang wie immer sofort an. Ich lenkte ihn die Einfahrt hoch und reihte mich in den Londoner Vormittagsverkehr ein.
Ich ließ mir Zeit. Als ich den Wagen auf dem Yard-eigenen Parkplatz abstellte, war es zehn Uhr. Ich fuhr hoch zu meinem Büro und traf eine überraschte Glenda Perkins an.
»Ihr Chinese sagte mir schon, daß Sie auf dem Weg hierher sind«,

berichtete sie und bekam vor Aufregung rote Wangen. »Ich wollte es gar nicht glauben.«

»Dafür sehen Sie mich jetzt«, erwiderte ich.

Glenda wurde verlegen. Ein bildhübsches Girl, mit schwarzen Haaren und dunklen Augen. Sie war unsterblich in mich verliebt.

Sie streckte die Hand aus. »Dann, dann darf ich Ihnen herzlich zum Geburtstag gratulieren, Mister Sinclair«, stotterte sie und senkte verschämt den Blick.

Ich nahm die Hand und zog Glenda näher. Dann bedankte ich mich mit zwei Küssen auf die Wangen.

Da wurde die Tür aufgerissen, und Superintendent Powell, mein direkter Vorgesetzter betrat das Büro. Verblüfft blieb er stehen und runzelte die Stirn.

»Aha«, sagte er nur.

Glenda kiekste auf, ihr Kopf wurde noch roter, und sie verdrückte sich in eine Ecke.

Ich grinste. »Miß Perkins hat mir nur zum Geburtstag gratuliert«, erklärte ich meinem Chef. »Und ich habe mich bedankt. In allen Ehren, versteht sich.«

Auch Superintendent Powell gratulierte mir. Seine Augen hinter der dicken Brille strahlten. Selten habe ich ihn so menschlich gesehen. »Alles gute«, wünschte er. »Und weiterhin viel Erfolg, John!«

»Danke, das kann ich brauchen.«

Powell war nicht nur ein hervorragender Stratege, sondern auch ein Menschenkenner. Er merkte sofort, daß etwas mit mir nicht stimmte. »Gehen wir in Ihr Büro«, schlug er vor.

Wir hatten uns bisher im Vorzimmer aufgehalten. Ich schloß hinter uns die Tür.

Powell setzte sich auf den Besucherstuhl, und ich nahm hinter meinem peinlich aufgeräumten Schreibtisch Platz.

»Sie sind doch nicht aus purer Anhänglichkeit zum Yard herausgekommen«, sagte der alte Fuchs.

»Nein.« Ich legte die Hände gegeneinander. »Heute morgen habe ich schon einen besonders netten Geburtstagsgruß bekommen.«

Ich erzählte von dem Anruf.

Powell zeigte sich beunruhigt. »Und?« fragte er, »haben Sie eine Vermutung?«

»Ja, deswegen bin ich ja gekommen. Ich möchte noch einmal die Akten des letzten Falles durchsehen. Vielleicht findet sich dort ein Anhaltspunkt. Sie wissen ja, neuerdings scheine ich auch auf der Abschußliste Londoner Gangster zu stehen. Nicht nur die Dämonen haben es auf mich abgesehen.«

Powell verstand mich. Er ließ die Akten kommen.

Zwei Stunden verbrachte ich mit meinem Chef beim Studium der

Papiere. Heraus kam dabei nichts. Zwar wurde der letzte Fall noch einmal aufgerollt, aber irgendeinen Anhaltspunkt fanden wir beide nicht.

Schließlich klappte ich die beiden Ordner zu. »Vielleicht hat sich auch nur jemand einen Scherz erlaubt«, sagte ich und versuchte ein Lächeln. Das war mir wohl mißlungen, denn das Gesicht meines Gegenübers blieb ernst.

»Nein, John, das war kein Scherz. Soll ich Polizeischutz für Sie beantragen?«

Ich hob beide Arme. »Um Himmels willen, nein. Ich bin doch kein Politiker oder Industrieller.«

»Aber für unser Land ebenso wichtig.«

Ich grinste nur müde. »Themawechsel«, sagte ich. »Haben Sie es sich überlegt? Kommen Sie heute abend zur Geburtstagsfeier?«

»Nein, John. Ich habe eine unaufschiebbare Verabredung in meinem Club, da muß ich unbedingt hin. Falls es nicht zu spät wird, komme ich noch vorbei.«

»Ich würde mich freuen.«

Superintendent Powell stand auf und verabschiedete sich von mir mit Handschlag. »Und geben Sie höllisch auf sich acht«, sagte er zum Abschluß eindringlich.

»Ich werde mir eine kugelfeste Hornhaut wachsen lassen.«

»Spotten Sie nicht, John.« Powell verschwand.

Dafür betrat Glenda mein Büro. »Hat er noch was gesagt?« erkundigte sie sich aufgeregt.

»Ja«, erwiderte ich mit ernstem Gesicht.

»So, was denn?« Glendas Augen wurden groß.

»Er fragte, wann wir Hochzeit haben? Er würde dann schon anfangen zu sammeln.«

Glenda holte tief Luft. Dabei hob sich ihr nicht unbeträchtlicher Busen. »Sie, Sie sind unmöglich«, rief sie und lief aus dem Büro. Die Tür knallte ins Schloß.

Kopfschüttelnd blickte ich der Kleinen nach. Und dann dachte ich daran, wie gut es doch war, nicht verheiratet zu sein.

Jane Collins kam am frühen Abend. Strahlend, sexy – eine Klasse für sich. Sie hielt einen überdimensionalen Blumenstrauß in der rechten und ein kleines Päckchen in der linken Hand.

Mit einem Geburtstagslied auf den Lippen betrat sie meine Wohnung.

»Happy Birthday to you…!«

Ich fühlte mich wie bestellt und nicht abgeholt und bekam tatsächlich einen roten Kopf. Suko hielt sich im Hintergrund und schmunzelte.

Dann gratulierte mir Jane. Sie legte Blumen und das Päckchen ab und nahm mich in die Arme. Warme Lippen preßten sich auf die

meinen. Ich konnte spüren, daß Jane unter ihrem Kleid keinen BH trug. Ein prickelndes Gefühl durchströmte meine Adern.

Jane war eine phantastische Frau. Ihr blondes Haar hing glatt bis auf die Schultern und war in der Mitte gescheitelt.

Sie hatte einen verlockenden Mund und einige Sommersprossen um die reizende Nase herum. Beim Betrachten ihrer Figur konnte es einem Mann schon schwindlig werden.

Wenn ich mich mal entschließen sollte zu heiraten, dann nur Jane Collins…

Aber dazu müßte ich meinen gefährlichen Beruf aufgeben. Mit der Gefahr, meine Frau schnell zur Witwe zu machen, kann ich nicht leben.

Jane, die aussieht wie ein Fotomodell, ist die beste und cleverste Privatdetektivin, die ich kenne. Es gibt kaum einen Fall, den sie nicht gelöst hat, und gemeinsam haben wir schon manchen Kampf ausgefochten.

Erst Sukos Räuspern trennte uns.

»Nun macht mal Pause, ihr Turteltauben«, sagte er.

Etwas atemlos traten wir zurück. Jane schnappte sich die Blumen und ging auf die Suche nach einer geeigneten Vase. »Pack schon mal aus«, bat sie und wies im Hinausgehen auf das Päckchen.

Jane hatte es in buntes Geschenkpapier eingewickelt. Ich nahm das Päckchen – und verzog mich in den Living-Room.

Es hatte ungefähr die Größe einer Zigarrenkiste, war nur etwas flacher.

Ich wickelte das Geschenk aus und zum Vorschein kam eine dunkle Schatulle mit einem kleinen Hebel an der Vorderseite, den mußte man hochdrücken.

Ich schob ihn mit dem Daumen in die Höhe. Der Deckel klappte nach oben.

Der Schock traf mich völlig unvorbereitet.

In der Schatulle lag ein Farbfoto. Mit brutaler Deutlichkeit zeigte das Bild eine blondhaarige Frau, die von mehreren schrecklich aussehenden Gestalten festgehalten wurde. Und vor der Frau stand ein Dämon, der ein Schwert in der Hand hielt und ihr damit den Kopf abschlagen wollte.

Nicht das Motiv war es, das mich so erschreckte.

Nein, es war die Frau.

Ich kannte sie. Sehr gut genau.

Es war keine andere als Jane Collins!

Scharf zog ich den Atem ein. Ich spürte den Schweiß auf meiner Stirn und sah, daß meine Hände zitterten.

Dieses Bild! Wie kam es in die Schatulle! Hatte Jane es dort hineingelegt?

Das konnte ich mir einfach nicht vorstellen.
»John! Was ist?« hörte ich die Stimme der blondhaarigen Privatdetektivin, »kommst du nicht? Oder gefällt dir mein Geschenk nicht?«
»Doch, doch«, hörte ich mich sagen. »Es gefällt mir schon.«
»Das klingt aber gar nicht überzeugend.« Ich hörte Schritte und wandte den Kopf Jane kam auf mich zu. In der Hand hielt sie eine Vase mit einem Blumenstrauß. Es waren gelbe Rosen. Jane blieb neben mir stehen. Ich roch ihr Parfüm. Yves Saint Laurent. Eine Duftmischung, die mir gefiel. Fruchtig und ein wenig herb.
»Die Münzen«, sagte Jane, »du kannst dir überhaupt nicht vorstellen, wie lange ich nach ihnen gesucht habe, und jetzt zeigst du nicht einmal eine Reaktion. Komisch finde ich das doch.«
Ich räusperte mich. »Und das Bild?« sagte ich.
»Welches Bild?«
»Das in der Schatulle!«
»Sag mal, spinnst du?« Jane faßte nach meinem Kopf und drehte ihn so, daß ich in die Schatulle hineinblicken konnte.
Und dort lagen – drei Münzen!
Kein Foto.
Sekundenlang war ich sprachlos. Ich hörte das laute Trommeln meines eigenen Herzschlages. Er dröhnte mir direkt in den Ohren. Das Blut stieg mir zu Kopf.
»Ein – Bild«, sagte ich mit schwerer Zunge. »Ich habe ein Bild in der Schatulle gesehen. Ein gestochen scharfes Hochglanzfoto. Es zeigte dich im Kreise von Dämonen, und der Anführer war dabei, dir den Kopf abzuschlagen.«
Jane Collins trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Mit gerunzelten Augenbrauen blickte sie mich an. Wir kannten uns schon lange und wußten, was wir voneinander zu halten hatten. Jane war über meinen Job genau informiert, und sie wußte auch, daß ich bei all den schrecklichen Dingen, die ich erlebt hatte, mit beiden Füßen auf dem Boden der Tatsachen geblieben war. Ich war kein Phantast und kein finsterer Exorzist. Wenn ich Jane mitteilte, was ich gesehen hatte, dann glaubte sie mir das auch.
»Das Foto muß sich aufgelöst haben«, murmelte ich. »Vor Sekunden noch lag es auf den Münzen. Und jetzt ist es verschwunden.«
»Schwarze Magie?« warf Jane Collins fragend ein.
»Wahrscheinlich.« Ich griff nach den Zigaretten und bot der Detektivin ebenfalls ein Stäbchen an. Sie nahm es. Ich reichte Feuer.
Drei, vier Sekunden rauchten wir schweigend. Dann meinte Jane: »Man will dir an den Kragen, John!«
»So ist es.« Ich erzählte der Detektivin von dem Anruf am heutigen Morgen.

Jane wurde blaß. »Sei ja vorsichtig«, warnte sie. »Mit den Dingen ist nicht zu spaßen. Sie scheinen dich zu beobachten.«

»Auch dich«, fügte ich schnell hinzu.

»Vielleicht. Anders kann ich mir das Zustandekommen des Fotos nicht erklären. Ich hatte mir ehrlich gesagt die Feier auch etwas anders vorgestellt.«

Ich legte beide Arme auf die Schultern des Mädchens. »Trotzdem, Jane, wir wollen uns den Abend nicht verderben lassen. Entschuldige meine Reaktion vorhin, aber ich war ziemlich geschockt. Das kannst du dir ja vorstellen. Die Münzen sind übrigens eine Wucht.«

»Ach, hör auf, John.«

Ich führte sie zu meiner Sesselgruppe. »Komm, nimm erst einen Drink. Sag nur Suko nichts von der Sache.«

Jane nahm Platz. »Ich gebe dir mein Wort, John.«

»Was willst du trinken?« erkundigte ich mich.

»Martini«

»Schon fertig«, rief Suko. Er kam aus der Küche, hielt ein Tablett mit beiden Händen und stellte es vor Jane auf den niedrigen Tisch. Der Martini war so, wie Jane ihn mochte. Trocken und mit einer Olive.

»Du bist der perfekte Gastgeber, Suko«, lobte die Detektivin den Chinesen.

»Danke für die Blumen.«

»Cheerio!« Jane hob das Glas.

Während sie sich mit Suko unterhielt, kippte ich mir einen Scotch ein.

Wir prosteten uns zu. Janes und meine Blicke trafen sich. Die Detektivin lächelte zwar, doch in ihren Augen las ich die stumme Angst.

Da schellte es.

»Das werden Sheila und Bill sein«, rief Jane, »und wie immer – zu spät.«

»Ich mache schon auf«, sagte ich, stellte das Glas ab und lief zur Tür.

Im Flur stand tatsächlich das Ehepaar Conolly. »John, du alter Henker!« rief mein Freund Bill und breitete die Arme aus.

Er wollte mir regelrecht um den Hals fallen, doch das ließ Sheila nicht zu. »Augenblick mal, erst bin ich dran.«

Zum zweitenmal an diesem Abend bekam ich weiche Frauenlippen zu spüren. Diesmal allerdings auf beiden Wangen. Ich schloß die Augen und flüsterte: »Sag mal, kannst du deinen Mann nicht wegschicken!«

»Lüstling!« knurrte Bill.

»Was höre ich da? Lüstling?« Jane Collins tauchte in der Tür auf. »Wer ist der wilde Knabe?«

Wir lachten und gingen in meine Wohnung.

»Rate mal, was wir dir mitgebracht haben?« rief Bill und schwenkte das Paket über seinem Kopf.

Ich hob die Schultern. »Da kommst du nie drauf. Wetten?«

»Pack schon aus!« forderte ich.

Bill und Sheila schüttelten die Köpfe. »Das mußt du selbst machen, mein lieber John«, sagte Sheila.

»Okay.« Abermals machte ich mich daran, ein Paket zu öffnen. Dabei konnte ich ein ungemütliches Ziehen in Höhe der Magengegend verspüren. Nach außen hin jedoch wirkte ich unbekümmert und lachte.

Atemlose Spannung. Die Blicke der Gäste starrten abwechselnd mich und das Paket an.

Und dann holte ich das Schachspiel hervor.

Im ersten Moment war ich baff. Noch nie war mir solch ein phantastisches Spiel vor Augen gekommen. Es war beste handwerkliche Arbeit und mußte ein kleines Vermögen gekostet haben.

Sheila und Bill kannte meine heimliche Leidenschaft für das Schachspiel, auch wenn mir mein Job nicht immer die Zeit ließ, ein paar Partien durchzuspielen.

Ich sah Sheila und Bill an. »Mensch«, sagte ich, »ihr seid verrückt, ihr beiden.«

Bill, der alte Haudegen, wurde verlegen. Er räusperte sich. »Gefällt es dir denn wenigstens?«

»Da fragst du noch?«

Ich bedankte mich aus vollem Herzen für die wirklich gelungene Überraschung.

Dann nahmen wir einen Begrüßungsschluck. »Auf den Geisterjäger«, rief Bill Conolly. »Erzfeind aller Dämonen und finsteren Horrorwesen. Mögest du noch dreimal so alt werden – und… Mensch hab’ ich einen Durst«, lachte der Reporter.

Wir tranken.

Ich hatte ein kaltes Buffet kommen lassen und in der Küche aufgebaut.

Jane Collins und ich bedienten uns.

Jane trug eine hellrote Bluse, einen passenden bunten Schal dazu und einen weiten schwingenden Rock.

»Denkst du noch an das Bild?« fragte sie mich leise.

»Ja«, erwiderte ich und legte ein geräuchertes Forellenfilet auf den Teller.

Jane nahm von dem Salat. »Und? Hast du schon nach einer Erklärung gesucht?«

Ich häufte ein wenig Sahnemeerrettich auf den Teller. »Nein, noch nicht. Aber ich werde auf der Hut sein, darauf kannst du dich

verlassen, mein Schatz.«
»Was turtelt ihr denn hier herum?« Bill Conolly drängte sich zwischen uns. Er lachte und war in Form wie selten.
Ich blickte ihn grinsend an. »Sag mal, streikt deine Frau in der Küche?«
»Wieso?«
Ich deutete auf den Teller, den Bill in der rechten hielt. »Der quillt bald über.«
»Ha, ha.« Bill lachte hämisch. »Ich muß mich ja schließlich satt essen. Außerdem brauche ich eine gute Unterlage. Ich habe mir nämlich vorgenommen, dir die Flaschen leerzutrinken.«
»Gut, daß ich nichts eingekauft habe.«
»Geizhals«, brummte Bill und verzog sich mit Teller in den Living-room.
Suko hätte heute die Oberaufsicht. Mein chinesischer Freund stand am Kopfende des Buffets, hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und grinste.
Ihm gefiel die Feier.
Mir eigentlich auch. Wenn da nur nicht die verdammte Sache mit dem Bild und dem Anruf gewesen wäre.
Nicht im entfertesten ahnte ich, daß die magische Bombe ganz woanders tickte…
Mitternacht rückte näher. Die Stimmung wurde immer besser. Ich hatte meine Nachbarn schon gewarnt und konnte so die Musik etwas lauter drehen.
Bill war schon in Form.
Als die Abbas ihre Hits schmetterten, sang er lauthals mit. »I do… I do… I do…«
Sheila, Jane, Suko und ich amüsierten uns köstlich über den angeheiterten Bill.
Noch zwanzig Minuten bis Mitternacht…
»Bald ist dein Geburtstag vorbei«, klagte Jane und legte mir einen Arm auf die Schulter. Auch über ihren Pupillen lag schon ein leichter Schleier. Fahrtüchtig war sie auf keinen Fall mehr. Aber sie hatte sowieso vorgehabt, bei mir zu übernachten.
Es sollte das schönste Geburtstagsgeschenk für mich werden, hatte sie mir versprochen.
Ich hatte mich mit dem Trinken zurückgehalten. Immer wieder kam mir die Warnung in den Sinn, und je näher Mitternacht heranrückte, um so nervöser wurde ich.
Hin und wieder hatte ich mit Jane oder Sheila getanzt, doch ich war mit meinen Gedanken nie ganz bei der Sache.
Das merkte auch Suko. Er kam zu mir, als ich eine Schallplatte wechselte.

»Anscheinend bedrückt es dich, daß du ein Jahr älter wirst«, sagte er und nippte an seinem Orangensaft. Suko trank nie Alkohol.

Ich legte den Tonarm auf die Platte und hob den Kopf. »Das ist es nicht allein«, gab ich zurück.

»Der Anruf?«

»Ja.«

Suko spielte den Optimisten. »Bis jetzt ist ja nichts geschehen«, sagte er. »Vielleicht war das auch nur ein dummer Scherz.«

Ich mußte an das Foto denken und schüttelte den Kopf. »Nein, Suko, es war kein Scherz.«

Bill kam auf uns zu. Sein Gesicht war gerötet, die Augen leuchteten. »He, ihr trüben Tassen, jagt euch mal ein paar Drinks durch die Gurgel. Hinterher heißt es wieder, der Conolly war als einziger blau.« Bill lachte lauthals. Dann wechselte er fast übergangslos das Thema. »Weißt du was, John, ich habe Lust, eine Partie Schach mit dir zu spielen. Komm, wir weihen das Spiel ein.«

»Aber nicht jetzt!«

Bill ließ nicht locker. Er faßte meinen Arm und zog mich zum Schachbrett hin.

Ich hatte es auf einen kleinen Tisch gestellt und die Figuren fein säuberlich aufgebaut. Er sah so harmlos aus, wie es da stand. Und ich merkte nichts. Kein sechster Sinn warnte mich. Ich nahm einen Springer in die Hand. »Eine sagenhafte Arbeit«, murmelte ich. »Wunderbar.«

»Ja, da hat Sheila einen guten Griff getan«, lobte Bill seine Frau. »Allein die Zeichen auf den Feldern.«

Ich bückte mich.

Bill Conolly hatte recht. Die Felder waren tatsächlich mit einer sehr feinen Intarsienarbeit bestückt. Das konnte nur ein wirklicher Künstler – geschaffen haben.

Ich sah mir die Zeichen genauer an. Regelrechte Motive konnte ich nicht erkennen. Ich entdeckte ein Durcheinander von Linien und Strichen. Außerdem war die Beleuchtung nicht so gut, daß ich sämtliche Einzelheiten erkennen konnte.

Bill schlug mir auf die Schulter. »Ich merke schon, mein Lieber, du hast keine Lust.«

Ich stellte die Figur wieder auf das zugehörige Feld. »Du bist mir ja nicht böse, Bill?«

»Nein, heute an deinem Ehrentag kannst du alles mit mir machen.« Er blickte auf sein leeres Glas. »Teufel, ich brauche noch einen Drink.« Bill drehte sich um und rief nach seiner Frau. »Darling, reich mir die Flasche. Nach dir der einzige Halt in meinem Dasein!«

Ich mußte lachen. Der gute Bill war wieder in Form.

Noch fünf Minuten bis zur Tageswende…

Ich kannte den Brauch. Um Mitternacht würden wir uns alle noch einmal zuprosten und auf den anstoßen, der den nächsten Geburtstag feierte. Es war warm in meiner Wohnung. Der Zigarettenrauch hing in Schleiern unter der Decke. Ich hatte mein Jackett inzwischen ausgezogen und auch die Krawatte in die Ecke gefeuert, schwitzte aber trotzdem.

»Ich mache mich nur ein wenig frisch«, sagte ich zu Suko und ging zum Bad.

Jane Collins lächelte mir zu. Sie knabberte an einer Salzstange.

»Denk an die Kalorien, Mädchen«, sagte ich und hob warnend den Zeigefinger.

Jane vollführte einen gekonnten Augenaufschlag und beugte bei einer akrobatisch anmutenden Bewegung das Kreuz durch. »Muß ich wirklich aufpassen?« erkundigte sie sich mit, einem verschmitzen Lächeln.

»Du darfst nicht alles so wörtlich nehmen, Darling!«

Sie lachte und ich verschwand in der kleinen Diele.

Im Bad war es kühler. Ich knipste die Leuchtstoffröhre an, schlüpfte aus meinem Oberhemd und drehte den Kran des Waschbeckens auf.

In einem fingerdicken Strahl strömte das Wasser aus der Öffnung. Ich ließ mir das eiskalte Naß über die Hände laufen und wusch mir flüchtig den Oberkörper.

Zufällig fiel mein Blick auf die Uhr.

Sechzig Sekunden vor Mitternacht…

Ich griff zum Handtuch, trocknete mich ab und sprühte noch etwas Achselspray. Dann zog ich das Hemd wieder über, ging noch einmal mit dem Kamm durch meine Haare und wandte mich zur Tür.

Da hörte ich den Schrei!

Für Bruchteile von Sekunden stand ich starr. Dann schlug ich die Hand auf die Türklinke, wollte aus dem Bad stürmen und prallte gegen die Tür.

Sie war verschlossen!

Eine magische Sperre hinderte mich daran, das Bad zu verlassen…

***

Superintedent Powell war der Prototyp eines Engländers. Er ließ nichts auf die Queen kommen, trug nur Anzüge aus schweren, teuren Stoffen und liebte vor allen Dinge das Clubleben.

In wie vielen Clubs er Mitglied war, konnte er selbst nicht einmal sagen, doch die wichtigsten, die hatte er behalten.

Als ehemaliger Offizier traf er sich monatlich mit seinen alten Kameraden bei Whisky, Gin und dünnem Bier. Und da wich selbst ein Mann wie Powell von seinen Prinzipien ab.

Er trank Alkohol.

Zwei Gläser am Abend. Ein Glas Bier und einen doppelstöckigen Scotch.

Drei Stunden hielt Powell es im Club aus. Es wurde über den Tod eines alten Kameraden gesprochen. Der ehemalige Colonel war vor acht Tagen gestorben und hatte noch in Indien gedient. Seine Orden waren in einer Glasvitrine des, Clubs ausgestellt.

»War ein feiner Kerl, der alte McDonald«, sagte Powell und hob sein Glas.

Die Veteranen tranken auf ihren toten Kameraden.

Superintendent Powell hatte ein schlechtes Gewissen. Sein bester Mann feierte heute Geburtstag, und er, Powell, war nicht da. Der Superintendent entschloß sich, noch, hinzufahren. Er hatte zwar nicht direkt zugesagt, aber er wollte John den Gefallen doch tun.

Nach außen hin war Powell zwar ein alter Brummbär, aber unter der rauhen Schale schlug ein weiches Herz. Vor allen Dingen für John Sinclair. Der etwa dreißig Jahre jüngere Oberinspektor erinnerte ihn immer an seinen Sohn, der zusammen mit seiner Mutter verunglückt war.

Seit der Zeit hatte Powell nie mehr geheiratet, er war Witwer geblieben und widmete sich nur noch seiner Arbeit.

Manchmal jedoch begann er auch zu zweifeln. Vor allen Dingen dann, wenn er erfahren mußte, daß wieder ein alter Bekannter in den Adelsstand erhoben wurde. Währenddessen lief er noch immer ohne dieses für einen englischen Gentleman wichtiges Prädikat herum.

Man hatte ihn zwar schon vorgeschlagen, aber durch einen schnellen Regierungswechsel war die Sache wieder in Vergessenheit geraten.

Powell stellte sein leeres Glas auf dem Tablett des Clubbutlers ab. »Ich werde gehen«, sagte er zu dem Mann.

»Bitte holen Sie mir meinen Mantel, Charles!«

»Sehr wohl, Sir!«

Charles verschwand.

Einer von Powells Clubkameraden hatte die Worte des Superintendenten gehört. »Du willst tatsächlich schon weg?«, erkundigte er sich.

»Ja, Will!«

Der schnauzbärtige William Patten grinste. »Hast du irgendwo eine kleine…«

Powell schüttelte den Kopf. »Nein, aus dem Alter bin ich heraus.«

Patten wiegte den Kopf. »Man kann nie wissen, alter Junge. Sieh mich an. Ich habe das auch gedacht. Aber dann bin ich eines Tages in meine alte Sauna gekommen und siehe da, die hatten eine neue Besatzung. Girls aller Rassen und Hautfarben. Ich bin wieder richtig munter geworden. Wenn du willst, kann ich dir die Adresse geben. Sie ist ein Geheimtip.«

»Danke, Will, kein Bedarf.«

Patten schlug Powell auf die Schulter. »Mach's gut, alter Junge. Bis zum nächstenmal.«

Der Butler kam mit der Garderobe. Er half Powell in den Mantel und reichte ihm den Stockschirm. Danach begleitete er den Superintendenten zur Tür.

Ein Taxi stand vor dem Club immer bereit.

Powell winkte es heran. Er warf noch einen Blick auf die Uhr. Zwanzig Minuten vor Mitternacht. Wie er John kannte, war die Feier erst jetzt richtig im Gange.

Der Wagen kam. Kies spritzte unter den Reifen weg. Das Clubgebäude lag in einem kleinen Park. Zwei Laternen streuten vor dem Eingang ihr Licht in die Dunkelheit.

»Wohin, Sir?« fragte der Fahrer, als Powell eingestiegen war.

Der Superintendent gab John Sinclairs Adresse. Er ahnte nicht, was ihn dort erwartete…

***

Der Tonarm des Plattenspielers schwang automatisch zurück. Die Musik verstummte.

Sheila Conolly stand aus ihrem Sessel auf. »Ich lege eine neue Platte auf«, sagte sie.

»Aber ein Stimmungslied«, rief Bill ihr zu. Er schwenkte sein Glas.

Sheila mußte auf ihrem Weg zum Plattenspieler an dem Schachbrett vorbei.

Plötzlich blieb sie stehen. Direkt neben dem Spiel. Ihre Augen wurden groß. Sie beugte den Kopf und wurde bleich.

Jane Collins hatte etwas bemerkt. »Was ist los?« fragte sie.

Sheila holte tief Luft. »Das Spiel… die… die Figuren«, flüsterte sie, »sie bewegen sich…«

»Unmöglich!« Jane Collins raste los wie ein Sprinter aus den Startlöchern.

Und auch Bill war mißtrauisch geworden. Augenblicklich erinnerte er sich an seinen Traum. Das Gefühl einer drohenden, sich nähernden Gefahr beschlich ihn.

Er wollte die Frauen warnen, sich nicht mit dem Spiel zu beschäftigen, da war es schon zu spät.

Jane Collins stieß einen Schrei aus. Er klang erstickt, so als würde sie keine Luft mehr bekommen. Die Detektivin wankte. Sie wollte sich gerade an Sheila festhalten. Im gleichen Augenblick puffte mitten aus dem Brett eine Rauchwolke hoch. Die einzelnen Schachfiguren wurden durch die Luft gewirbelt, vergrößerten sich innerhalb von Sekundenbruchteilen. Schreckliche Fratzen schälten sich aus dem Nebel.

Bill Conolly sah eine Rauchwand auf sich zukommen. Er wollte noch fliehen, doch da hatte ihn der Rauch schon eingehüllt.
Etwas Grauenhaftes, Unbegreifliches geschah.
Der Reporter schrumpfte, immer kleiner wurde er.
Gewaltige Kräfte preßten seinen Oberkörper zusammen. Stechende Schmerzen rasten hinauf in sein Hirn und explodierten in einem furiosen Wirbel. Längst hatten Bills Füße den Kontakt mit dem Boden verloren. Er sah sich eingekesselt von einer Anzahl Schachfiguren. Die Sonst so kleinen Bauern kamen ihm vor wie Ungeheuer. Wild schwangen sie ihre Lanzen.
Ein Springer ritt auf ihn zu.
Der Reporter schrie wie am Spieß. Er war jetzt nur noch so groß wie ein Männerarm. Verzweifelt drückte er sich in eine Sesselecke. Das Whiskyglas kam ihm vor wie ein Putzeimer.
Und Bill schrumpfte weiter.
Bis er so groß war wie eine Schachfigur. Verzweifelt rutschte der Reporter auf dem Sesselstoff herum. Drei, nein vier Bauern verfolgten ihn. Sie kreisten ihn ein.
Drohend wiesen die Lanzenspitzen auf seine Brust. Bills Hilfeschreie waren zu einem Gewimmer abgeflacht. Er sah In die flachen Gesichter der lebenden Figuren. Augen glühten in dämonischem Feuer.
Das ist das Ende! schoß es dem Reporter durch den Kopf.
Doch er irrte sich.
Urplötzlich tauchte eine riesige Gestalt vor dem Sessel auf. Bill sah einen schwarzen langen Mantel, ein zu einer triumphierenden Grimasse erstarrtes Gesicht, zwei kalte Augen und einen Mund, der sich zu einem widerlichen Grinsen verzogen hatte.
Octavio. Der Antiquitätenhändler war zurückgekehrt, um Rache zu üben.
Jetzt streckte er die Hand aus. Sie war beinahe so groß wie Bill Conolly, drohend schwebte sie über seinem Kopf.
Ein Befehl. In einer Sprache gesprochen, die Bill noch nie gehört hatte.
Die Bauern traten zurück. Die Lanzenspitzen verschwanden aus Bill Conollys Nähe.
Abermals ein Befehl.
Im gleichen Augenblick durchfuhr ein gewaltiger Orkan das Zimmer. Jedenfalls hatte Bill das Gefühl. Der Wind erfaßte den Reporter, riß ihn hoch und schleuderte ihn gegen eine riesige Wand, die ihn aufsaugte wie ein trockener Schwamm das Wasser.
Bill Conolly war durch ein Dimensionstor verschwunden.
Genau wie seine Frau Sheila, die Detektivin Jane Collins, Suko, der Chinese, und das höllische Schachspiel.
Teil eins des grausamen Planes hatte geklappt!

***

Ich warf mich gegen die Tür!

Immer wieder prallte ich vor das Holz, Mit dem Erfolg, daß ich mir eine Schulterprellung zuzog. Ich hörte die Schreie.

Biß mir vor Wut die Lippen blutig, Weil ich so hilflos war und nichts tun konnte.

Ich wußte nicht, was mit meinen Freunden geschah, mir war nur klar, daß sie sich in höchster Lebensgefahr befanden.

Wieder rüttelte ich an der Klinke. Ich mußte einfach etwas tun, ich konnte nicht ruhig stehenbleiben und abwarten.

Erfolglos!

Ich war dazu verdammt, auf eine Rettung zu warten. Auf eine Person, die den magischen Ring brach. Ich selbst hatte kein magisches Amulett bei mir oder irgendeinen Gegenstand, mit dem ich den dämonischen Kräften entgegentreten konnte.

Man hatte mich ja gewarnt. Ich hätte vorsichtiger sein müssen, hätte meine Wohnung absichern sollen.

Hätte… hätte…

Damit war mir auch nicht geholfen. Vor allen Dingen nicht mit Vorwürfen.

Wieder rüttelte ich an der Klinke und warf mich gegen das Holz.

Wie katapultiert flog ich in die Diele, konnte mich nicht mehr fangen, verlor das Gleichgewicht und stürzte.

Eine Wand stoppte mich. Sofort sprang ich wieder auf die Füße. Die Tür zum Living-Room war zugefallen. Ich hetzte darauf zu, riß sie auf und erstarrte.

Der Raum war leer!

Sheila, Jane, Bill und Suko – sie waren verschwunden. Wie vom Erdboden verschluckt.

Ich spürte, wie meine Knie zitterten. Vom Magen her stieg ein dicker Kloß hoch und setzte sich in meiner Kehle fest.

Ich sagte irgend etwas, doch verstand die krächzenden Laute selbst nicht.

Was war geschehen?

Langsam ging ich in mein Wohnzimmer. Im Ascher qualmte noch eine Kippe. Die Stille zerrte an meinen Nerven.

Schritt für Schritt durchwanderte ich den Raum.

Wo waren meine Freunde?

Ich sah sogar in meiner Verzweiflung unter der Couch nach, obwohl es sinnlos war, so etwas zu tun. Aber die anderen konnten sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!

Oder doch?

Ich dachte an meinen Job und daran, was ich schon alles erlebt hatte. Ich hätte Tote aus Gräbern steigen sehen, hatte gegen die

schrecklichen Schauergestalten gekämpft und war durch Schwarze Magie in einer Welt gelandet, die von den Kräften der Finsternis beherrscht wurde.

Warum sollten nicht auch Menschen verschwinden können?

Aber einfach so? Irgendwo mußte es einen Bezugspunkt geben, jeder Dämon, hinterließ eine Spur, wenn er einmal auftauchte.

Mein Verstand begann wieder kühl und sachlich zu arbeiten. Gewissenhaft durchsuchte ich das Zimmer.

Und dann fiel es mir auf.

Das Schachbrett war verschwunden.

Nachdenklich stand ich vor dem leeren Tisch. Mir wurde klar, daß Bill Conollys Geschenk wie ein Katalysator wirkte.

Ein Katalysator, der einen Kontakt mit der Dämonenwelt beschleunigte.

Das war des Rätsels Lösung.

Ich griff nach den Zigaretten. Das Stäbchen steckte kaum zwischen meinen Lippen, als es schellte. Das Summen riß mich aus den trüben Gedanken. Ich ging zur Tür.

Durch die Sprechanlage hörte ich, daß Superintendent Powell, mein Chef, unten wartete!

Wäre die Feier normal verlaufen – ich hätte mich riesig über seinen Besuch gefreut. So aber mußte ich ihn mit einer Lage konfrontieren, die jegliche Festtagsstimmung wegblasen würde.

Powell kam mit dem Lift. Lächelnd ging er durch den Flur, blieb jedoch ruckartig stehen, als er in mein Gesicht sah.

»Was ist geschehen?« fragte er.

»Kommen Sie erst einmal herein, Sir!« Ich gab den Weg frei und folgte meinem Chef in die Wohnung.

Powell zog den Mantel nicht aus. »Wo sind die anderen?« fragte er sofort. »Schon gegangen?«

»So kann man es auch nennen«, erwiderte ich mit belegter Stimme. Dann berichtete ich, was meiner Meinung nach vorgefallen war.

»Irgendwie muß dieses verfluchte Schachspiel mit dämonischen Mächten in Verbindung stehen. Und ich glaube sogar fest daran, daß es von ihnen selbst hergestellt worden ist.«

»Und warum?«

»Um mich zu packen. Darum allein geht es, Sir. Die Mächte der Finsternis scheinen zum Sturmangriff geblasen zu haben. Sie wollen es endlich wissen. Denken Sie an den Mörder mit dem Januskopf. Da haben sie schon normale Gangster mit ins Spiel gebracht.«

Powell nickte, nachdenklich. »Was wollen Sie unternehmen, John? Oder geben Sie auf?«

Ich schaute meinen Chef an wie einen Geisteskranken. Powell schien zu bemerken, was in mir vorging, denn er hob beschwichtigend die

rechte Hand.

»Regen Sie sich bitte nicht auf, John. Ich möchte, daß Sie mich richtig verstehen. Sie, sind mein bester Mann und haben Ihre Fälle bisher erstklassig gelöst. Aber wenn irgendeine Seite, jetzt eine Hetzjagd auf Sie beginnt, eine Hetzjagd, bei der alle Mittel recht sind, dann ist Ihr Leben aufs höchste gefährdet. Und ich möchte meinen besten Mann nicht verlieren. Lieber setze ich Sie irgendwo anders ein, John. Ich hoffe, wir haben uns verstanden.«

Sicher, ich verstand meinen Chef. Ich begriff genau, was er meinte. Und doch konnte ich ihm nicht zustimmen. Meine Arbeit bezeichnete ich schon längst nicht mehr als Job, nein, für mich war es eine echte Aufgabe. Ich habe mir vorgenommen, die Mächte der Finsternis zu bekämpfen, wo immer ich sie treffe. Ich wußte genau, daß der oberste Dämon, Satan also, zu einem Generalangriff angesetzt hatte. Er wollte die Welt beherrschen. Und er hatte Zeit.

Fünfzig Jahre, zum Beispiel, spielten für ihn keine Rolle. Es gab nur wenige Menschen auf dem Erdball, die von dieser Bedrohung wußten. Zu den Leuten zählte ich und auch meine Freunde, Sie im Stich zu lassen, das käme für mich nie in Frage. Das sagte ich auch meinem Chef.

Powell lächelte schmal. »Ich habe gewußt, daß Sie so reagieren würden, John. Vergessen wir das Thema.«

Ich nickte. »Wollen Sie einen Whisky?« fragte ich.

»Ja bitte.«

Ich holte eine Flasche und zwei Gläser. Wir tranken schweigend. Dann setzte Powell das Glas ab und sagte: »Und jetzt?«

Ich zündete mir eine Zigarette an, obwohl sich mein Hals pelzig und trocken anfühlte.

»Ich muß der Spur des Schachspiels nachgehen«, antwortete ich. »Das ist die einzige Möglichkeit.«

Powell verzog das Gesicht. »Wissen Sie denn, wo Bill Conolly das Spiel gekauft hat?«

»Leider nicht.«

»Dann wird es verdammt schwer.«

Ich stäubte die Asche ab, strich nachdenklich über meine Stirn. »Vielleicht finde ich eine Spur in Bills Haus. Eine Rechnung, eine Quittung, was weiß ich.«

Powell nickte. »Das ist unbedingt eine Möglichkeit«, gab er zu. »Ich werde Leute abstellen, die Ihnen helfen, den Fall zu klären.«

»Das mache ich lieber allein.«

»Warum?«

»Es ist ja nur ein vager Verdacht. Ich möchte nicht, daß irgendwelche Polizisten die Wohnung auf den Kopf stellen. Außerdem gäbe das zuviel Aufsehen. Und das sollten wir doch beim momentanen Stand

der Dinge tunlichst vermeiden.«

»Wie Sie meinen«, sagte Powell. »Wann wollen Sie anfangen, John?«

»Jetzt. Noch in dieser Nacht. Zum Glück habe ich von Bills Haus einen Zweitschlüssel. Ich…«

Das Telefon summte.

Wie hypnotisiert starrten Powell und ich gleichzeitig auf den Apparat.

»Erwarten Sie einen Anruf?« fragte mich meinen Chef.

Ich schüttelte den Kopf, als ich schon auf dem Weg zum Telefon war, und nahm den Hörer ab.

»Ja«, sagte ich vorsichtig.

Zuerst hörte ich nichts. Nur ein entferntes Rauschen war in der Leitung.

»Melden Sie sich«, rief ich.

Lachen. Zuerst leise, dann lauter, hämischer und triumphierender. »Sinclair?« vernahm ich eine fragende Stimme.

»Ich bin es.«

»Das ist gut, sehr gut sogar. Vermissen Sie niemanden. Zum Beispiel ihre Freunde?«

»Was haben Sie mit Ihnen angestellt?«

»Bis jetzt noch nichts. Ich habe sie nur an einen sicheren Ort geschafft. Sie würden sich wundern, wenn Sie Ihre Freunde sehen könnten. Sie haben sich ein wenig verändert. Ich werde mit Ihnen spielen. Noch. Aber…« der unbekannte Anrufer machte eine kleine Kunstpause, »wenn es mir in den Sinn kommt, werde ich eine Person töten und sie Ihnen zuschicken.«

Der Anrufer sprach im Plauderton. Er redete glatt und sicher, als spräche er über das Wetter. Ich war im Augenblick unfähig, ein Wort zu verlieren. Hart umspannten die Finger meiner rechten Hand den Hörer. Weiß und spitz traten die Knöchel hervor. In mir tobte eine ungeheure Wut, weil ich meinen Gegner nicht kannte.

»Sind Sie noch dran?«

»Ja«, erwiderte ich gepreßt.

»Gut, dann hören Sie weiter zu, Geisterjäger.« Das letzte Wort sagte der Anrufer verächtlich. »Wir haben Ihre Freunde selbstverständlich nicht umsonst entführt, sondern uns etwas dabei gedacht. Wir wollen Sie. Endlich. Aber vorerst lassen wir Sie schmoren. Unternehmen Sie nichts. Warten Sie unseren nächsten Anruf ab. Dann entscheidet sich alles. Haben Sie mich verstanden?«

»Ich habe alles gehört!«

»Wunderbar.« Der Unbekannte lachte noch einmal und legte dann auf.

Auch ich ließ den Hörer auf die Gabel sinken. Langsam wandte ich mich um.

Superintendent Powell wirkte in seinem Sessel wie ein Denkmal. Er sah elend aus, aber mir erging es wahrscheinlich nicht besser. Der Anruf hatte ganz schön an meinem Nervenkostüm gezerrt. Wir waren hilflos wie kleine Kinder, mein Chef und ich. Hinter uns stand eine der mächtigsten Polizeiorganisationen der Welt. Und wir konnten nichts tun.

Die Dämonen hatten alle Trümpfe in der Hand.

»Was ist geschehen?« Superintendent Powells Stimme riß mich aus meinen schweren Gedanken.

Ich holte tief Luft. »Man hat mir die Bedingungen gestellt«, erwiderte ich leise.

»Und?«

»Ich soll mich ruhig verhalten und nichts unternehmen. Sie setzen sich wieder mit mir in Verbindung.«

»Sie«, sagte Powell. »Sind das mehrere?«

»Nein. Es war ein Anrufer.«

»Haben Sie etwas aus der Stimme herausgehört? Kam sie Ihnen vielleicht bekannt vor?«

»Nein.«

»Könnte es unter Umständen ein Gangster gewesen sein? Schließlich sind Entführungen modern geworden. Auch in diesem Fall müssen nicht unbedingt dämonische Kräfte am Werk gewesen sein.«

»Und die magische Sperre?« warf ich ein.

»Die hatte ich vergessen.« Powell stützte beide Hände auf die Sessellehne und stemmte sich hoch. Wie ein Vater legte er mir die Hand auf die Schulter. »Was werden Sie tun, John? Sich den Anordnungen fügen, oder machen Sie weiter?«

Der alte Kampfeswille flammte wieder in mir auf. »Ich mache weiter, Sir. Ich weiche nicht von meinem Plan ab. Ich werde zu Bills Haus fahren und nach Spuren suchen. Es hört sich zwar geschwollen an, aber ich sage Ihnen, Sir, John Sinclair gibt nicht auf. Nicht solange noch ein winziger Funken Hoffnung besteht.«

Es ging doch auf halb drei morgens zu, als ich meinen Bentley vor Bills Grundstück ausrollen ließ. Nichts regte sich. Die Straße lag ruhig und abgeschieden vor, mir. Auch von den Häusern war nichts zu sehen. Kein Licht schimmerte durch das schon bunt werdende Laub der Bäume.

Ich blieb einige Minuten in meinem Wagen sitzen und beobachtete die Umgebung. Es konnte durchaus sein, daß auch meine Gegner das Haus unter Kontrolle hielten.

Diesmal war ich bewaffnet, ich trug meine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta. Ein an einer Kette hängendes Silberkreuz lag auf meiner Brust. Zusätzlich hatte ich mir noch eine gnostische Gemme eingesteckt, ein Talisman, der auch Dämonen

abschreckte.
Als ich sicher war, nicht beobachtet zu werden, verließ ich den Bentley. Ich mußte über die Mauer klettern, da das Tor geschlossen war. Geduckt lief ich durch den großen Garten. Eine Taschenlampe hatte ich ebenfalls mitgenommen.
Dann stand ich vor der Haustür. Aufgeschreckt verschwand ein Eichhörnchen hinter einem Busch.
Ich schloß die Tür auf. Das Licht der Taschenlampe wies mir den Weg zum Arbeitszimmer. Ich wußte, wo mein Freund Bill Rechnungen und persönliche Schreiben aufbewahrte. Er hatte sich dafür einen kleinen Sekretär, ein gut erhaltenes Stück aus dem achtzehnten Jahrhundert, gekauft.
Der Sekretär war verschlossen. Mit einem Dietrich manipulierte ich ohne Gewissensbisse an dem Schloß herum. Ich konnte mir das rechtlich erlauben, denn hier lag ein Notfall vor.
Das Schloß leistete nicht lange Widerstand.
Die Schublade knarrte in den Scharnieren, als ich sie aufzog. Unter einigen anderen Papieren fand ich den Hefter mit den Rechnungen.
Ich legte die Lampe so, daß ihr Licht auf den Hefter fiel. Dann schlug ich ihn auf.
Die Rechnung lag gleich zuoberst.
Beinahe hätte ich einen Pfiff ausgestoßen, so überrascht war ich. Fein säuberlich war die Adresse des Antiquitätenladens auf die linke obere Hälfte des Briefbogens gedruckt.
Ich las den Namen Octavio.
Nur ihn, nichts weiter, keinen Vornamen. Das Geschäft lag in Chelsea, einem vornehmen Londoner Wohnort.
Ich klappte den Hefter wieder zu und verstaute ihn in der Schublade. Die genaue Adresse hatte sich in meinem Gedächtnis festgesetzt. Nie mehr würde ich sie vergessen.
Rasch verließ ich das Haus und rannte mit langen Schritten durch den Garten.
Ich hatte ein neues Ziel.
Den Antiquitätenladen in Chelsea…

***

In der Unterwelt nannte man ihn den Aal. Mit richtigem Namen hieß er Mike Bonetti, war zweiunddreißig Jahre alt und hatte schon eine Karriere als Einbrecher hinter sich. Bonetti arbeitete nur auf eigene Rechnung. Er gehörte keinem Syndikat an, verkaufte aber hin und wieder seine Dienste. Und die weit unter Preis, denn nur so war Bonetti sicher, von den Bossen auch in Ruhe gelassen zu werden.
Bonettis Vater stammte aus Sizilien, seine Mutter aus Manchester. Heute lebten beide nicht mehr. Vater Bonetti hatte der lange Arm der

sizilianischen Mafia gepackt und die Mutter war aus Gram über den Tod ihres Mannes in die Themse gegangen. Damals war Mike gerade dreizehn Jahre alt. Er hatte lernen müssen, sich durchzuschlagen.

Und wie.

Zuerst räumte er kleine Lebensmittelläden aus. Bis man ihn faßte und für drei Jahre in eine Jugendstrafanstalt steckte. Dort brachte man ihm Tricks bei, die er noch nicht kannte. Bonetti war ein gelehriger Schüler. Außerdem schwor er sich, sich nie mehr fassen zu lassen. Diesen Schwur hatte er bis heute gehalten.

In der Erfolgsleiter war er immer weiter nach oben gestiegen. Und dann hatte er sich spezialisiert.

Auf Antiquitätenläden.

Schon mancher Händler hatte fassungslos am frühen Morgen vor seinen leeren Regalen gestanden, während die Kunstwerke schon auf dem Schwarzen Markt verhökert wurden.

Auch in dieser Nacht arbeitete Mike Bonetti nicht auf eigene Rechnung. Er hatte einen Auftraggeber, und dieser wollte unbedingt einen Standspiegel haben, der in Octavios Antiquitätenladen stand.

Fünftausend Dollar sollte der Aal für den Job bekommen.

Und dafür riskierte der gute Mike schon mal etwas.

Er ging methodisch vor, seine Zeit waren die frühen Morgenstunden. Dann tauchte er wie ein Schatten auf, huschte in die entsprechenden Läden, räumte seine Beute weg und war wieder verschwunden.

Zum Abtransport der »Ware« stand ihm ein Ford-Kombi zur Verfügung.

Die nahe Kirchturmuhr, schlug drei mal, als Bonetti seinen Wagen ein Stück vor Octavios Haus abstellte. Er hatte sich die Gegend am Vortage schon einmal angesehen und festgestellt, daß er keine großen Schwierigkeiten haben würde. Er konnte ohne weiteres durch, einen Hinterausgang in das Haus gelangen.

Bonetti sprang aus seinem Kombi. Kein Laut war zu hören, als er über den Bürgersteig ging. Die Kreppsohlen waren weich und nachgiebig. Bonetti hatte eine schlanke Figur. Er war schwarzhaarig und hatte einen ziemlich dunklen Teint. Seine Nase sprang wie ein Erker aus dem schmalen Gesicht, und auf der Oberlippe wuchs ein strichdünnes Bärtchen.

Der Aal erreichte das Haus.

Er blieb stehen, drückte sich in den Schatten der Hauswand und blickte sich suchend um.

Kein Mensch war auf der Straße zu sehen, niemand beobachtete ihn.

Bonetti war zufrieden. In dieser Gegend schliefen die Leute um drei Uhr morgens. Es gab keine Nachtbars und keine Tingeltangel, die rings um die Uhr geöffnet hatten, wie weiter nördlich, wo Soho lag.

Ein Einfahrt zum Hinterhof war für den Dieb direkt eine Einladung.

Bonetti tauchte in den dunklen Schlauch. Auf eine Taschenlampe verzichtete er. Ein Mann wie der Aal fand sich auch im Dunkeln zurecht.

Er gelangte in einen Hinterhof.

Schemenhaft hoben sich die Umrisse eines Garagenhaus ab. Alles war still. Weit über den nur zweistöckigen Häuslein spannte sich der Nachthimmel. Vereinzelt blinkten ein paar Sterne.

Plötzlich sah Bonetti die glühenden Augen. Im ersten Moment stutzte er, doch als er ein Fauchen vernahm und die Katze dicht an seinen Beinen vorbeistrich, umspielte ein Grinsen seine Lippen.

Der Aal wandte sich der Hintertür zu.

Aus der Innentasche seiner Lederjacke holte er das Einbrecherbesteck. Die Werkzeuge waren zwar aus Metall, doch drei Viertel der Teile waren mit einer Kunststoffschicht überzogen, so daß ein allzu lautes Klirren vermieden wurde.

Mike Bonetti war ein echter Profi. Beinahe lautlos öffnete er die Tür und huschte in das Haus.

Eine Bleistiftlampe blitzte auf. Nadelfein durchdrang der Strahl die Dunkelheit, beschrieb einen Kreis und blieb an einem Türschloß haften. Der Aal nickte zufrieden. Die Tür, die er entdeckt hatte, führte zu den Verkaufsräumen.

Sie war abgeschlossen, doch für den gewieften Einbrecher bildete sie kein Hindernis.

Mike schlich in den Verkaufsraum. Lauschend stand er da. Es war, nicht völlig ruhig. Irgendwo knackte und knarrte immer etwas. Die Schaufenster besaßen nicht einmal ein Gitter und waren auch nicht abgedeckt worden. Der Händler mußte sich verdammt sicher fühlen.

Sein Pech.

Mike Bonetti suchte den Spiegel. Er bewegte sich zwischen den einzelnen Teilen so sicher, als wäre er in dem Laden zu Hause. Nicht einmal stieß er irgendwo gegen.

Den Spiegel fand er nicht.

Bonetti wurde unruhig. Sollte ihn sein Auftraggeber geleimt haben? Kaum, wer solch eine Summe ausgab, der spielte auch mit, »ehrlichen Karten.« Bonetti hatte ein Foto von dem Spiegel gesehen, und verkauft hatte der Händler das Ding auch nicht, wie er wußte.

Der Aal überlegte.

Draußen auf der Straße fuhr ein Wagen vorbei. Die beiden Lichtlanzen der Scheinwerfer streiften auch die Schaufenster.

Bonetti duckte sich.

Dann war der Wagen verschwunden.

Der Einbrecher dachte nicht im Traum daran, aufzugeben. Noch nie war er ohne Beute verschwunden, und auch hier würde es nicht anders sein.

Er entdeckte die Tür, die zu Octavios Privaträumen führte.
Ein dünnes Grinsen umspielte die Lippen des Mannes, als er sich das Torschloß im Licht der kleinen Lampe ansah.
Kein Problem für ihn. Er hatte die entsprechenden Werkzeuge dabei.
Die Tür schwang völlig lautlos auf. Der Einbrecher konnte nur immer wieder über die Sorglosigkeit des Antiquitätenhändlers den Kopf schütteln. Wie dieser Mann seine wertvollen Verkaufsobjekte sicherte, das war schon fast strafbar.
Allerdings ahnte der gute Mike Bonetti nichts von den magischen Fallen, die auf einen ungebetenen Besucher warteten. Octavio hatte sich wohl gesichert, auf seine ganz, spezielle Weise.
Der Dieb betrat das kleine Arbeitszimmer.
Und er sah den Spiegel.
Das heißt, eigentlich nur halb, denn die obere Hälfte war mit einer Decke verhängt. Die beiden Füße und die Holzplattform, auf der der Spiegel stand, schauten hervor. Auf Zenenspitzen näherte sich der Aal dem wertvollen Gegenstand.
Mit der rechten Hand zog er an der Decke. Sie glitt zu Boden und gab die Spiegelfläche frei.
Der Einbrecher trat unwillkürlich einen halben Schritt zurück. Er hatte ja schon zahlreiche Spiegel gesehen, aber solch ein Stück war ihm noch nie unter die Augen gekommen.
Er leuchtete mit der Taschenlampe auf den Spiegel. Der Strahl wurde aber nicht reflektiert, sondern schien in der Fläche zu verschwinden, so als würde er absorbiert.
Seltsam…
Und über noch etwas wunderte sich Mike Bonetti. Das Spiegelglas hatte ein Muster. Es waren keine Kästchen oder Felder, ähnlich wie bei einem Schachbrett. Manche Felder waren etwas dunkler. Andere wiederum glänzten in einem matten Weiß.
Bonetti hob die Schultern. So etwas war ihm noch nie vor Augen gekommen.
Die einzelnen Felder waren genau abgetrennt. Die winzigen Trennungslinien schienen aus Goldfäden zu bestehen, sie glitzerten im Licht der Lampe.
Für einen Moment dachte Bonetti daran, den Spiegel mitzunehmen und ihn auf eigene Rechnung zu verkaufen, doch dann verwarf er den Gedanken wieder. Er hatte doch nicht die Beziehungen, um den Gegenstand an den richtigen Mann zu bringen.
Mike Bonetti klemmte sich die Lampe zwischen die Zähne und wollte seine Hände um den geschwungenen Rahmen des Spiegels legen.
Er stockte mitten in der Bewegung.
Ein Geräusch in seinem Rücken hatte ihn gewarnt.
Blitzschnell kreiselte der Dieb herum.

Vor ihm stand Malko, der hünenhafte Leibwächter des Antiquitätenhändlers…

Die riesige Gestalt schien das gesamte Büro einzunehmen. So jedenfalls kam es, Mike Bonetti vor. Er wußte, daß er entdeckt worden war. Er brach dennoch nicht in Panik aus, sondern gab sich ganz ruhig.

Er hatte schon ähnliche Situationen überstanden. Heil überstanden.

Mike Bonetti nahm die Taschenlampe aus den Zähnen und hob die rechte Hand. »Okay, Freund«, sagte er, »mach nur keine Dummheiten!«

Der Mann vor ihm stieß ein Knurren aus. »Was hast du hier zu suchen?« Seine Stimme klang heiser und zischend, sie war kaum zu verstehen.

»Mir gefiel der Spiegel!«

»Du wolltest ihn stehlen. Gib es zu!«

Bonetti hob die Schultern. »Nun ja, die Sache war die…« Fieberhaft suchte er nach einer Ausrede. Und ausgerechnet jetzt fiel ihm keine ein. Es war wie verhext. Die Chancen sanken. Gegen die körperliche Kraft des Hünen kam er nie im Leben an. Der Kerl konnte ihm ja mit einem Griff sämtliche Rippen brechen, und durch einen blitzschnellen Ausfall an ihm vorbeizuhuschen, war auch nicht drin. Der Typ nahm die Breite der Tür ein.

»Hat Sinclair dich geschickt?« zischte Malko. »Los, rede!«

»Wer ist Sinclair?«

Malko machte einen Schritt und schlug ansatzlos zu. Er hatte noch nicht einmal viel Kraft in den Hieb gelegt, doch Mike Bonetti krümmte sich. Er hätte auf einmal das Gefühl, sich übergeben zu müssen. »Ich – ich kenne keinen Sinclair«, würgte er. »Ehrlich…«

Malko faßte in Bonettis Haarschopf und zog den Einbrecher hoch. Es sah spielerisch aus, wie der Aal mit hartem Griff den Mann packte. Malko hob den Einbrecher so hoch, daß seine Beine über dem Boden pendelten.

Dann warf er ihn gegen den provisorischen Panzerschrank. »Mach den Mund auf, du Dreckskerl, oder du kommst hier nicht mehr lebend heraus.«

Mike Bonetti lag auf dem Bauch. In seinem Körper tobte noch der Schmerz. Der Aal konnte nicht viel einstecken.

Mühsam hob er den Kopf. »All right, Mister, ich erzähl es dir.«

»Aber halte dich an die Wahrheit.«

»Ich sollte den Spiegel hier mitgehen lassen. Man hat mich angerufen und eine gewisse Summe hinterlegt.«

»Wer hat dich angerufen? Sinclair?«

»Ich kenne keinen Sinclair!« heulte der Dieb. »Wirklich nicht.«

»Rede weiter.«

»Wie schon gesagt, ich sollte den Spiegel mitnehmen und ihn meinem Auftraggeber überreichen. Das ist alles.«

»Wo sollte das gesehenen?«

»Im Hyde Park.«

»Und wann?«

»Noch heute. Gleich nachdem ich den Spiegel mitgenommen hatte. Ich schwör's Ihnen, Mann!«

Malko überlegte. Er war keine Leuchte, aber er hatte Instinkt. Und Octavio hatte ihn eingeweiht. Malko wußte, daß sich sein Brötchengeber in einer anderen Dimension aufhielt und er im Augenblick unerreichbar war. Stellte sich jetzt nur die Frage, wer hatte solch ein großes Interesse an dem Spiegel? Wer außer Sinclair konnte noch Verdacht geschöpft haben? Oder sagte dieser Dieb die Wahrheit, daß er einfach einen Liebhaber für den Spiegel gefunden hatte?

Für Malko eine verdammte Situation, die er jedoch auf seine spezielle Art und Weise entschied. Er sprang plötzlich vor und riß Mike Bonetti vom Boden hoch.

»Sind Sie wahnsinnig?« brüllte der Dieb. Verzweifelt versuchte er, sich aus dem Griff zu befreien, doch ohne Erfolg.

Er hämmerte Malko die Faust ins Genick, strampelte mit den Füßen, schrie und konnte das Unheil doch nicht verhindern.

Wuchtig schleuderte Malko ihn auf den Spiegel zu.

Kein Splittern, kein Klirren – nichts.

Mike Bonetti tauchte in den Spiegel hinein wie ein Stein in das Wasser. Nur ein höhnisches Gelächter begleitete ihn.

Aus! Jetzt ist es aus! schrie es in Mike Bonettis Gehirn. Er sah die Spiegelfläche dicht vor sich, rechnete schon damit, daß ihm die Scherben die Haut zerschneiden würden und tauchte ein.

Ja, er verschwand in der Fläche.

Tausende von Empfindungen stürzten auf Mike Bonetti gleichzeitig ein. Er hörte Stimmen, unendlich weit weg.

Konnte sogar Namen verstehen. Jemand rief Bill. Es war eine Frauenstimme. Ein Mann antwortete. Dann war es wieder ruhig. Dafür vernahm Mike ein monotones Brausen, das sich zu einem Dröhnen steigerte und seine Trommelfelle zu zerreißen drohte. Farben wischten vor seinen Augen auf. Er hatte das Gefühl, in einer Zentrifuge zu stecken, die sich mit rasender Geschwindigkeit drehte und ihn mit in einen unendlichen Abgrund riß.

Auf einmal war alles vorbei.

Mike Bonetti konnte wieder klar sehen.

Und er blickte in das Büro des Antiquitätenhändlers!

Aber wie war das möglich? Er war doch in den Spiegel getaucht? Hinein in eine unbegreifliche Welt, die…

Seine Gedanken stockten.
Jemand drehte im Büro das Licht an.
Es war der hünenhafte Kerl, den Mike eigentlich bisher noch nie richtig zu Gesicht, bekommen hatte. Malko hatte das Licht angeknipst.
Jetzt drehte er sich um.
Eine Sonnenbrille verdeckte die Augen. Breit lief eine rote Narbe über die Stirn. Der Kerl fletschte die Zähne wie ein Raubtier. Es sollte wohl so etwas wie ein Grinsen werden. Mike jagte diese Grimasse Schauer über den Rücken.
Mike Bonetti spürte alles, sah alles und konnte alles empfinden. Und doch war etwas anders geworden.
Und mit einem Mal ahnte der Dieb, was geschehen war.
Es traf ihn wie ein Stromstoß, so unwahrscheinlich und schrecklich war es.
Er, Mike Bonetti, steckte in dem Spiegel, war zu einem Teil dieses Stücks geworden.
Eine erschreckende Vorstellung!
Mike spürte sein Herz hämmern, das Blut rauschte ihm in den Ohren. Irgendein Reflex zwang ihn, den Spiegel verlassen zu wollen.
Er schaffte es nicht.
Er konnte nicht einmal den kleinen Finger rühren.
Mike Bonetti lebte und war doch tot. Ein Alptraum, eine Vision? Nein, eine Tatsache!
Malko wandte sich dem Spiegel zu. Einen Schritt davor blieb er stehen. »Kannst du mich verstehen?«
Mike Bonetti versuchte zu sprechen oder zu nicken. Beides war ihm unmöglich.
Malko winkte ab. »Ist auch nicht so wichtig. Hauptsache, du kannst mich hören. Es wird gleich etwas geschehen, was du dir in deinen kühnsten Träumen nicht vorstellen kannst. Aber du hast es dir selbst zuzuschreiben. Du hättest einfach deine Gier zügeln und nicht in dieses Haus kommen sollen. Jetzt ist es zu spät!«
Malko wandte sich wieder ab, nahm einen Stuhl und setzte sich. Aber verkehrt herum, so, daß er die Arme auf die Lehne legen konnte. Er griff in die Tasche, holte einen Kaugummi hervor und schob ihn sich zwischen die Zähne.
Grinsend wartete er ab.
Zuerst geschah nichts. Steif und bewegungslos hing Mike Bonetti in dem Spiegel. Er glaubte schon, daß alles Bluff gewesen sei, da spürte er das stechende Ziehen, das im Nu seinen ganzen Körper erfaßte.
Es war grausam.
Weit waren die Augen des Diebes geöffnet. Er sah in das Zimmer, und urplötzlich verzerrte sich die Perspektive. Die Gegenstände wurden größer, und auch der Kerl auf dem Stuhl wuchs. Was war los,

was war geschehen?

Mike Bonetti begriff nichts mehr. Nur das gemeine, Ziehen hielt weiterhin an. Er hatte das Gefühl, Arme und Beine würden auseinandergerissen. Der Erdboden rückte immer näher. Wie ein Felsen ragte das rechte Bein Malkos vor ihm auf.

Und dann war alles vorbei.

Mike Bonetti fiel.

Fiel aus dem Spiegel, prallte zu Boden, stieß sich schmerzhaft die Schultern und schrie. Für ihn war es ein Schrei, in Wirklichkeit jedoch nicht mehr als ein Wimmern.

Der magische Spiegel hatte Mike Bonetti verkleinert. Er war zusammengeschrumpft auf die Größe einer Schachfigur.

Malko stand auf.

Er lachte mit dröhnender Stimme. Triumphierend und gemein in einem.

Mike Bonetti riß den Kopf in den Nacken. Vor ihm stand ein Riese. Er konnte kaum in das Gesicht des Mannes schauen.

»Na, du Zwerg!« vernahm er eine Stimme. Sie schien aus der Luft zu kommen. Malko bückte sich, krümmte die Finger und stieß den Dieb mit den Knöcheln an.

Mike purzelte zu Boden. Er stieß sich an dem Stuhlbein.

Wieder lachte Malko. Er genoß die Hilflosigkeit des Zwerges. »Lange habe ich auf diese Gelegenheit warten müssen. Endlich kann ich den Spiegel einmal ausprobieren. Endlich habe ich meinen Spaß, du mieser Wurm.«

Malko hob Mike Bonetti hoch und setzte ihn neben dem Spiegel auf den Boden.

Der Dieb hatte die Tragweite seiner körperlichen Veränderung noch gar nicht begriffen. Sein Gehirn war zu sehr damit beschäftigt, die vergangenen schrecklichen Vorgänge zu verdauen und einzustufen.

Doch völlige Klarheit sollte Mike Bonetti gar nicht erst bekommen.

Malko wollte seinen sadistischen Spaß.

»So, du dreckiger Einbrecher. Zu einem Wurm bist du geworden, und deshalb werde ich dich auch zertreten wie einen Wurm.«

Er lachte grausam und hob langsam den rechten Fuß…

***

Die Leere, der Fall in die unendliche Tiefe, das Gefühl der Hoffnungslosigkeit, der Angst und des Schreckens – es hatte irgendwann ein Ende.

Urplötzlich und ohne Übergang.

Als erster war Suko wieder voll da. Er hatte die beste Konstitution und auch die beste Kondition. Suko lag auf der Seite. Behutsam richtete er sich auf.

Bill, Sheila und Jane Collins lagen noch auf dem Rücken. Seltsam sahen sie aus. Sie waren nicht größer als eine Männerhand. Ihre Kleidung war mitgeschrumpft. Eigentlich boten sie einen spaßigen Anblick. Doch dem Chinesen war wahrlich nicht nach Scherzen zumute.

Er blickte sich um.

Eine düstere Landschaft umgab sie. Sie befanden sich auf einer weiten Ebene, die in der Ferne von dem dunkelroten Himmel fast berührt wurden. So jedenfalls kam es Suko vor. Der Untergrund war sandig, aber doch ziemlich fest.

Verstreut lagen einzelne Steine herum. Aus seiner Perspektive sah schon ein normaler Ziegelstein so groß aus wie ein Felsbrocken.

Die Luft war heiß und stickig. Aber zu atmen. Und das allein war wichtig. Es gab keinen Wind. Nicht ein Staubkorn tanzte in der Luft, kein Insekt flog.

Suko spürte beinahe körperlich die beklemmende Atmosphäre, die ihn und seine Freunde umgab.

Die Gedanken des Chinesen wanderten zurück. Er erinnerte sich wieder an die Geburtstagsfeier. Sie hatten getrunken, gelacht, gescherzt. John Sinclair war kurz aus dem Zimmer gegangen und dann…

Suko erinnerte sich noch an die Rauchwolke. Dieser magische Rauch hatte sie umfangen und hineingezogen in ein Karussell des Schreckens. Sie waren zu Zwergen geworden und durch ein Dimensionstor in das Reich der Dämonen verschleppt worden.

Ja, es gab dieses Reich, und Suko war auch sicher, daß es nur eines unter vielen war.

Er kam sich vor wie, auf einem fremden Planeten. Keine Sonne, keine Sterne nur dieser endlose Himmel, der, alles zu erdrücken schien.

»Wo sind wir hier?« Bill Conollys Stimme ließ den Chinesen herumfahren.

Der Reporter hatte sich aufgesetzt. Er wischte sich mit der Hand über die Stirn, schien seine Gedanken zu ordnen, und dann kam auch bei ihm die Erinnerung zurück. Aus weit geöffneten Augen blickte er Suko an. »Wir sind in…«

Suko unterbrach ihn. »Nein, die Hölle wird anders sein.«

Bill stand auf. Er sah die beiden Frauen, die noch in tiefer Bewußtlosigkeit lagen. Dann blickte er wieder den Chinesen an. »Und wie kommen wir hier heraus?« fragte er krächzend.

»Ich weiß es nicht, Bill.«

»Aber John. Er müßte uns doch holen.«

»Glaubst du im Ernst, er weiß, wo man uns hin verschleppt hat?« fragte Suko.

»Er wird es erfahren«, erwiderte der Reporter bestimmt.

»Und warum?«
»Weil es für unsere Entführung ein Motiv geben muß. Ganz einfach. Die Mächte der Finsternis haben uns entführt, um John Sinclair damit zu treffen. Ich kann mir gut vorstellen, daß sie auf einen Tausch aus sind. John gegen uns. Das liegt auf der Hand.«
Suko nickte langsam. »Da kannst du recht haben, Bill. Er mußte ja einmal so kommen.«
»Und was machen wir jetzt?« fragte Bill. Er deutete mit dem Arm einen Halbkreis an. »Sieh dich doch mal um. Dieses schreckliche Land. Wohin sollen wir gehen. Weiter hinein in die Einöde?«
»Es wäre immerhin eine Möglichkeit.«
Bill Conolly lächelte verloren. »Wir beide ja, aber mit den Frauen.« Er machte jetzt einen Gedankensprung. »Hätte ich doch nur dieses verdammte Schachspiel nicht gekauft.«
»Es war Schicksal.«
Bill runzelte die Stirn. »Wie meinst du das, Suko?«
»Der Plan muß von langer Hand vorbereitet gewesen sein. Vielleicht hat jemand deine Gedanken gesteuert, ich weiß es nicht, Bill.«
Der Reporter senkte den Blick. »Und dabei hätte ich gewarnt sein müssen.«
»Wieso?«
»Ich hätte einen Traum. Einen gräßlichen Alptraum. Ich sah mich als Schachfigur von den anderen Spielpuppen eingekreist. Man hat mich mit Lanzen bedroht und wollte mich töten, Und kurz davor erwachte ich. Schweißgebadet. Ich…« Plötzlich zuckte Bill zusammen. »Der Traum, Suko, er kann Wirklichkeit werden. Weißt du, wie groß wir sind?«
»Ja, wie. Schachfiguren.«
»Dann sind wir verloren.«
Suko legte dem Reporter die Hand auf die Schulter. »Seit wann gibst du so schnell auf, mein lieber Bill. Wir haben doch auch schön andere Sachen geschaukelt.«
»Ja aber in unserer normalen Größe. Nein, Suko, diesmal werden wir uns aus eigener Kraft nicht mehr befreien können. Für uns ist doch schon eine Fliege ein kleines Ungeheuer.«
Die beiden Frauen wurden wach. Es geschah zur gleichen Zeit. Verwundert blickten Jane Collins und Sheila um sich.
Bill erklärte ihnen mit knappen Worten, wo sie waren.
Sheila begann zu weinen.
Jane, die mehr vertragen konnte, wurde nur blaß. Aber auch in ihren Augen lasen Bill und Suko Angst.
Suko versuchte Trost zu spenden. »Noch ist ja nichts verloren«, sagte er und bemühte sich, seiner Stimme einen glaubwürdigen Klang zu geben. »Bisher haben wir jede Situation gemeistert. Wir müssen uns

eben auch innerlich auf unsere Größe einstellen. Das ist alles.«

Jane Collins stand auf. Sie wirkte mit ihrem langen blonden Haar wie eine kleine zerbrechliche Gliederpuppe. »Ich habe immer das Gefühl, zu träumen«, flüsterte sie. »Und dabei weiß ich genau, daß es Wirklichkeit ist. Schrecklich.«

Bill Conolly hatte Sheila umfaßt. Er redete beruhigend auf sie ein.

Suko stand neben den beiden. Seine Blicke schweiften über die unheimliche Landschaft.

Plötzlich nahm sein Gesicht einen bestürzten Ausdruck an.

Vor ihm – vielleicht drei normale Schritte entfernt – hatte sich etwas bewegt. Die sandige Oberfläche geriet dort in Bewegung. Etwas schälte sich aus dem Boden.

Ein halbrunder Körper mit sechs Beinen wurde sichtbar. Dann zwei Facettenaugen, die die vier Menschen anstarrten.

Eine Spinne!

Normalerweise hätte Suko dieses Tier mit einem Fußtritt zerquetscht. Aber jetzt und hier wurde die Spinne zu einer lebensgefährlichen Bedrohung.

Hinter dem Chinesen stieß Sheila einen Schrei aus. Auch sie hatte das Tier gesehen.

Suko wandte hastig den Kopf. »Seid ruhig, und versteckt euch hinter irgendeinem Felsen. Bill, komm du zu mir!«

Die beiden vom Äußeren her ungleichen Freunde wollten den Kampf gegen die giftige Sandspinne aufnehmen…

***

Ich kannte mich gut aus in Chelsea. Vor gar nicht allzu langer Zeit hatte mich und Jane Collins ein Fall in dieses bürgerliche Wohnviertel geführt. Dabei wäre die blondhaarige Detektivin beinahe ums Leben gekommen.

Die Straße, in der sich das Geschäft befand, lag im Norden von Chelsea, nahe den Chelsea Baraks.

Ich lenkte den Bentley durch den nachtdunklen Vorort. Meine Gedanken beschäftigten sich immer noch mit meinen Freunden. Was war mit ihnen geschehen? Wo befanden sie sich jetzt?

Ich hoffte, einen Teil des Rätsels noch in den nächsten Stunden lösen zu können.

Mein Ziel war schnell gefunden. Ich schaltete zurück und ließ den Silbergrauen langsam über die Fahrbahn rollen.

Ich kam an einem parkenden Ford-Kombi vorbei, passierte auch das Haus des Händlers und lenkte den Bentley dann an den Bürgersteig.

Ich stieg aus.

Die Straße war typisch für Chelsea. Ältere Wohnhäuser, manche schon fünfzig Jahre alt, säumten die Fahrbahn.

Diese Häuser waren – das wußte ich von innen längst renoviert worden. Chelsea gehörte zu den bevorzugten Wohngegenden. Die Mieten waren entsprechend hoch.

Ich ging die paar Schritte zurück zu Octavios Geschäft.

Niemand begegnete mir. Still und verlassen lag die Straße im fahlen Licht des Halbmondes. Einige Häuser weiter brannte im zweiten Stock hinter einem Fenster noch ein Licht. Der helle Schein wirkte direkt wie ein Fremdkörper.

Octavios Laden hatte zwei Schaufenster. Gesichert war keines. Keine eisernen Rolläden, keine elektrische Warnanlage hinter Glas – nichts. Dieser Octavio mußte sich verflucht sicher fühlen.

Ich starrte durch die Scheibe – und sah einen Lichtschimmer.

Er drang durch eine spaltbreit offen stehende Tür, deren Umrisse sich im Hintergrund des Raumes erkannte. Der Lichtstreifen fiel auf eine alte Truhe und streifte auch noch die Vorderseite einer zweitürigen Kommode.

Ich gratulierte mir dafür, daß ich einen Blick durch das Fenster geworfen hatte. Dadurch war ich gewarnt. Es befand sich demnach noch jemand in dem Geschäft.

Der Besitzer selbst?

Ich grübelte nicht lange herum, sondern suchte nach einem Weg, um in den Laden hineinzukommen.

Die Eingangstür war verschlossen. Und läuten wollte ich auch nicht.

Die Einfahrt bot sich nahezu an. Sie führte auf einen Hinterhof, in dem ein Garagenbau stand. Ich wich einigen Aschenkübeln aus und stand dann vor der Hintertür.

Und die war offen.

Seltsam…

Ein unangenehmes Prickeln überkam mich. Es trat immer dann auf, wenn mir einiges nicht geheuer war, wenn Gefahr und Verdruß in der Luft lagen.

Ich stieß die Tür auf. Lautlos schwang sie zurück. Kein Knarren verriet mich.

Meine Augen hatten sich inzwischen auf die herrschenden Lichtverhältnisse eingestellt, so daß ich Umrisse ausmachen konnte und nicht völlig blind in den mir unbekannten Gang hineinschlich.

Wieder sah ich den Lichtschimmer.

Vorsichtig bewegte ich mich durch den Verkaufsraum. Es war gar nicht einfach, den wild durcheinanderstehenden Gegenständen auszuweichen, aber ich schaffte es trotzdem, ei nigermaßen lautlos voranzukommen.

Dann hörte ich eine Stimme. Sie klang rauh und unbeherrscht. Ich ging noch einige Schritte vor und konnte deutlich die Worte verstehen, die gesagt wurden.

»So, du dreckiger Einbrecher. Zu einem Wurm bist du geworden, und deshalb werde ich dich auch zertreten wie einen Wurm!«

In meinem Hirn klingelte, die Alarmglocke. Ich hatte ähnliche Worte mehr als einmal vernommen. Und immer dann war ein Mensch in Lebensgefahr.

Schon stand ich an der Tür und riß sie auf.

Ein hünenhafter Kerl war von dem Geräusch aufgeschreckt worden und federte herum.

Zwei drei Sekunden hatte ich Zeit, mir die Szene, die sich meinen Augen bot, einprägen zu können.

Der Kerl vor mir sah zum Fürchten aus. Übergroß, ein kantiges Gesicht, und er trug trotz der Helligkeit im Zimmer eine Sonnenbrille auf der Nase. Eine Narbe verlief quer über die Stirn.

Und ich sah den Zwerg.

Er hockte auf dem Boden, nicht größer als eine Spielgruppe. Angst leuchtete in seinen Augen. Er stieß ein klägliches Wimmern aus. Nur schwach verstand ich seine Worte. »Zertreten wollte er mich. Zertreten…«

Der Hüne griff an.

Auch für mich kam die Attacke überraschend. Er zog den Kopf ein und wollte mich über den Haufen rennen.

Wie eine Bombe prallte er gegen mich. Sein eisenharter Schädel grub sich in meine Magengrube. Ich wurde zurückkatapultiert, hinein in den Verkaufsraum. Dabei umklammerte mich der Riese mit beiden Armen, so daß ich das Gefühl hatte, mein Kreuz würde brechen.

Eine Wand stoppte uns. Ein altes Rad, ungefähr so groß wie ein Autoreifen, rutschte aus der Halterung und fiel nach unten. Wir bekamen beide etwas ab. Mein Gegner mehr als ich.

Mir riß die Nabe den Jackettkragen entzwei, dem Hünen donnerte das schwere Rad in den Nacken. Mit lautem Getöse polterte es zu Boden.

Mein Gegner stöhnte und ließ mich los. Er taumelte zurück. Durch die offene Tür fiel soviel Licht, daß ich, den Kerl erkennen und mich auf ihn einstellen konnte.

Ich schlug mit der Rechten zu, traf ihn hart. Er flog weiter zurück. Die Sonnenbrille rutschte ihm von der Nase, hing aber noch an den Ohren.

Er sah ulkig aus, gab sich aber längst nicht geschlagen. Ein Tritt fegte mir die Beine weg. Ich machte einen halben Salto und krachte zu Boden.

Mein Gegner brüllte triumphierend. Ich rollte mich herum, sah, daß er das Rad hochgehoben hatte und es über seinem Kopf schwang. Im nächsten Moment würde er mir damit den Schädel zerschmettern.

Meine Beine schienen sich selbständig zu machen. Zugleich

schnellten sie vor.

Der Riese mußte den Tritt voll nehmen. Er rollte mit den Augen, stieß gurgelnde Laute aus, wankte zurück und ließ das verdammte Rad los.

Zum zweitenmal krachte es zu Boden.

Da war ich schon auf den Füßen, packte einen herumliegenden Holzstab und ging auf den Kerl los.

Der Mann schien unbesiegbar zu sein. Den ersten Schlag unterlief er glatt, den zweiten blockte er ab und setzte mir die Faust genau auf den Solar plexus.

Ich hatte das Gefühl in mir, als seien Weihnachten und Ostern auf einen Tag gefallen. Ich hörte alle Engel singen. Der Knüppel wurde mir aus der Hand gewirbelt und durchschlug die Scheibe eines Geschirrschrankes.

Dann war der Bulle wieder da. Mit einem Fußtritt fegte er einen Stuhl zur Seite, der ihm im Weg stand. Er hatte beide zusammengelegt und wollte sie mir von oben auf den Kopf dreschen. Ein Hammerschlag, wie das Bud Spencer immer in seinen lustigen Hau-Ruck-Filmen vorführt.

Ich steppte zur Seite. Trotz der Schmerzen kam ich schnell genug weg.

Der Schlag – er hätte sicherlich den berühmten Ochsen gefällt – zischte an mir vorbei.

In der gleichen Sekunde noch brüllte mein Gegner auf. Er hatte genau in einen Nagel geschlagen. Das Ding stand schräg aus der Wand, war rostig und ziemlich lang.

Jetzt hatte der Riese nichts mehr entgegenzusetzen. Er verzog das Gesicht, tanzte von einem Bein aufs andere und hielt sich die verletzte Hand.

Ich wartete, bis sich mir eine Gelegenheit bot, Dann schlug ich wohldosiert zu.

Der Hüne bekam einen glasigen Blick, seufzte noch einmal und fiel zu Boden.

Staub wallte auf, als er die Holzdielen berührte.

Ich atmete auf. Erst jetzt kam die Reaktion. Schwindel packte mich. Ich mußte mich irgendwo festhalten, um nicht umzukippen. Durchatmen konnte ich noch nicht richtig, der Schlag auf den Solar plexus hatte mich zu sehr geschafft.

Zwei Minuten gönnte ich mir Pause. Dann kümmerte ich mich um den Niedergeschlagenen.

Die Wunde sah, übel aus. Mit einem Taschentuch verband ich sie. Wenn der Knabe keine Blutvergiftung bekommen wollte, mußte er so rasch wie möglich zu einem Arzt.

Handschellen brauchte ich ihm nicht anzulegen. Er würde auch so

noch eine Weile schlafen. Schließlich kannte ich meinen Punch.

Ich ging in den Nebenraum und kümmerte mich um den Zwerg. Er war verschwunden.

»He, Mister«, rief ich, »kommen Sie ruhig. Ich tue Ihnen nichts.«

Er kam tatsächlich. Ängstlich kroch er links hinter dem Schreibtisch hervor.

Die Szene sah lächerlich aus, aber zum Teufel noch einmal, mir war wirklich nicht zum Lachen zumute. Dieses Menschlein war von irgendeiner dämonischen Kraft verkleidet worden, und ich hatte das bange Gefühl, daß es meinen Freunden ebenso ergangen war.

Ich bückte mich, hob den Mann hoch und setzte ihn auf die Schreibtischplatte.

»Nun erzählen Sie mal«, sagte ich.

Er zitterte noch, immer vor Angst. »Wer sind Sie?« erkundigte er sich mit heller Stimme.

»Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard.« Zur Unterstreichung meiner Worte zeigte ich ihm den Ausweis. Die Angst aus seinen Augen verschwand. Er atmete erleichtert auf.

»So, jetzt sind Sie aber dran«, sagte ich. »Berichten Sie, was geschehen ist.«

Zuerst sagte er seinen Namen. Und dann brach es aus Mike Bonetti hervor. Er redete sich alles von der Seele, und als die Sprache auf den Spiegel zu sprechen kam, begann er zu weinen.

Ich versuchte ihn zu trösten, es gelang mir kaum.

»Den Besitzer des Ladens haben Sie hier nicht gesehen?« wollte ich wissen.

»Nein, damit kann ich Ihnen nicht helfen.«

Ich stand von meinem Stuhl auf und sah mir den Spiegel genauer an. Der äußere Rahmen unterschied sich in keiner Weise von normalen Spiegeln. Nur das Glas – falls es überhaupt ein solches war – hatte eine andere Färbung.

Es war matt, leuchtete aber irgendwie von innen.

Ich zündete mir eine Zigarette an und dachte nach.

Dieser Spiegel hatte eine besondere Funktion. Er war eine Nahtstelle zum Dämonenreich, wirkte wie ein Tor, durch das man nur einen Schritt zu machen brauchte, schon war man in einer anderen Welt.

Nur der Rückweg war oft versperrt. Ich mußte an das Todeskarussell denken. Das Karussell war auch solch ein Dämonentor. Ein Polizeiinspektor, Fenton mit Namen, war darin verschwunden und nie wieder aufgetaucht.

Aber ich kannte auch diese Spiegel. Sah sie nicht zum erstenmal. Niemand wußte eigentlich so recht, woher sie stammten und wie alt sie waren. Es gab sie – und damit fertig. Manche Spiegel waren schon Tausende von Jahren alt, und sie zeigten nicht die Spur von Verfall. Es

gab Sagen und Legenden, die von uralten Sternenvölkern erzählten, die der Erde in grauer Vorzeit Besuche abgestattet hatten. Angeblich hatten sie Requisiten und Dinge zurückgelassen, die einen Beweis ihrer Existenz liefern sollten.

Aber das waren alles noch Vermutungen. Genaues wußte keiner zu sagen.

Das Muster des Spiegels berührte mich eigenartig. Normalerweise waren die Flächen immer glatt, aber hier war die gesamte Spiegelfläche in kleine Quadrate aufgeteilt.

Augenblicklich kam mir das Schachbrett wieder in den Sinn. Auch dieses Spiel mußte ein Tor ins Dämonenreich sein.

Ich hob meinen rechten Arm, streckte den Zeigefinger, aus und berührte die Spiegelfläche.

Der Finger traf auf Widerstand, er stieß nicht durch, wie ich es bei anderen transzendentalen Toren erlebt hatte.

Doch dieser Widerstand war nicht stark. Er gab nach. Die Fläche kam mir vor wie eine weiche gallertartige Masse.

Als ich stärker zudrückte, wollte sich die Masse um meinen Finger schließen.

Hastig zog ich ihn zurück.

Mir kam eine andere Idee.

Ich öffnete die Knöpfe meines Oberhemdes, zog die schmale Kette über den Kopf und hielt das Kreuz in der Hand.

Es war kein normales Kreuz. Äußerlich ja, doch die Kräfte der Weißen Magie wohnten darin. Das Kreuz war geweiht worden. Ein Künstler, auf seinem Gebiet hatte in das Metall uralte Bannsprüche eingeritzt, Formeln, die auch heute noch Dämonen abschreckten.

Ich hielt die Kette umfaßt, so daß das Kreuz vor meinen gekrümmten Fingern baumelte. Langsam bewegte ich die Hand auf den magischen Spiegel zu.

Ich spürte förmlich, wie sich eine Aura zwischen Kreuz und Spiegel aufbaute. Die Luft schien zu vibrieren, zu flimmern, als stünde sie unter Hochspannung.

Leicht erwärmte sich die Kette. Diese Wärme ging von den Kreuz aus, das mit den Kräften des Bösen zusammenprallte.

Dann berührte es die Spiegelfläche.

Etwas Unheimliches geschah.

Die matte Farbe verschwand. Von einer Sekunde zur anderen wurde die Spiegelfläche strahlend hell. Fast mußte ich die Augen schließen, so sehr blendete mich der Schein.

Die Fläche glitzerte, leuchtete pulsierte.

Und ich konnte in sie hineinsehen.

Ich sah eine Landschaft. Öde, trostlos, verlassen. Ein düsterroter Himmel spannte sich über dem wüstenartigen Gebiet. Felsblöcke

ragten wie Finger in die Luft.
Ich trat noch einen Schritt näher an den Spiegel heran und beugte meinen Kopf etwas, um besser in die Fläche hineinsehen zu können.
Das unheimliche Land schien in einer unendlichen Ferne zu liegen. Sämtliche Bezugspunkte verschwanden. Ich konnte nicht sägen, ob es zehn, hundert oder tausend Yards entfernt war.
Ich sah alles deutlich und klar und doch so weit entfernt.
Plötzlich hatte ich das Gefühl, mein Herzschlag würde aussetzen. So einsam und verlassen war das Land doch nicht. Menschen befanden sich darin. Winzige Menschen.
Menschen, die ich kannte.
Suko, Bill, Sheila und Jane…
Und sie waren in Gefahr. Klar und deutlich zeigte mir der Spiegel, daß sich der Sand bewegte und eine Spinne daraus hervorkroch.
Ich ballte die Hände zu Fäusten, sah wie die Spinne auf Suko und Bill zulief.
Schnell, viel zu schnell.
Die beiden Frauen rannten weg.
»Suko!« stöhnte ich. »Suko…«
Da hörte ich den Schrei. Er drang jedoch nicht aus dem Spiegel, sondern war hinter mir ertönt.
Der Schrei riß mich aus meiner Benommenheit. Mit einer blitzschnellen Bewegung wirbelte ich herum.
Der Hüne stand in der Tür. Er war früher aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht, als ich angenommen hatte.
Blutunterlaufen waren seine Augen. In der rechten Hand hielt er einen langen Speer.
»Ich werde dich töten!« stieß er mit heiserer Stimme aus. »So wahr ich Malko heiße…«
Malko stürmte los.
Wild, ungezügelt. Ein Kraftpaket. Den Speer hielt er jetzt mit beiden Fäusten umklammert. Seine Wunde schien ihn nicht zu stören.
Mike Bonetti flüchtete schreiend in die hinterste Ecke des Zimmers.
Und ich erwarteten den Angriff.
Gedankenschnell riß ich einen kleinen leeren Schreibmaschinentisch hoch, hielt ihn als Deckung vor mich und sprang gleichzeitig zur Seite. Mit aller Kraft schleuderte ich den Tisch auf Malko zu.
Er traf ihn in Höhe der Hüfte.
Malko griff an. Der Speer wischte an mir vorbei. Die Spitze war aus Eisen. Es hatte die Jahrhunderte überstanden und würde auch mich aufspießen, wenn ich nicht achtgab.
Malko stieß einen Wutschrei aus und drehte sich um die eigene Achse, um gleich darauf wieder zuzustoßen.
Diesmal führte er den Stoß von oben nach unten. Er hätte mir glatt

den Fuß festgenagelt. Ich sprang hoch. Die Spitze raste dicht neben meinem großen Zehn in den Boden. Holz splitterte.

Ich packte den Speer, aber auch Malko griff zu.

Ich zog den Speer zur Seite, riß ihn aus, den Bohlen und wollte Malko mit der flachen Seite der Spitze abermals ins Reich der Träume schicken.

Ich war nicht schnell genug. Der Riese flog gegen mich. Er drückte mich auf den Schreibtisch, klemmte den Speer zwischen seinem und meinem Körper ein.

Ich stand so dicht vor ihm, daß ich seinen heißen Atem spürte. Er knurrte wie ein Wolf. Seine beiden Pranken suchten meinen Hals.

Jetzt wurde es kritisch.

Ich ließ den Speer los, hob beide Hände. Sie glitten zwischen seine Arme. Mit einem gewaltigen Ruck versuchte ich die Umklammerung zu sprengen.

Es klappte nicht. Malko hatte zuviel Kraft. Langsam wurde mir die Luft knapp. Ich sah in Malkos Augen die Mordlust funkeln. Der Kerl würde so lange zudrücken, bis ich nicht mehr lebte.

Für einen Moment überflutete mich die Panik, dann hatte ich mich wieder gefangen.

Die Schreibtischplatte war nicht sehr breit. Bis jetzt hatte ich mich Malko entgegengestemmt, doch von einem Augenblick zum anderen gab ich dem Druck nach und ließ mich nach hinten fallen. Gleichzeitig gelang es mir, meine Beine anzuziehen. Malko hatte mir ausreichend Platz gelassen, so konnte ich ihm die Knie in den Leib drücken, ihn gleichzeitig hochstemmen und mich fallen lassen.

Beide bekamen wir das Übergewicht.

Malko brüllte vor Wut auf. Er konnte seinen Griff nicht länger halten. Wir fielen vom Schreibtisch. Der Hüne segelte noch über mich hinweg. Ich stieß mir die Schulter, rollte mich wieder ab und kam auf die Füße.

Gierig saugte ich die Luft ein. Dieser Malko war kein gewöhnlicher Gegner. Er schien schier unüberwindlich zu sein.

Und er gab nicht auf.

Ehe ich reagieren konnte, hatte er sich wieder den verdammten Speer geschnappt. Er kreiselte damit herum, suchte mich.

Ich sprang aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich, kam dadurch in die Nähe des Spiegels.

Malko nahm einen letzten wütenden Anlauf.

Aufbrüllend warf er sich in meine Richtung. Gleichzeitig schleuderte er mit aller Kraft den Speer.

Ich ließ mich instinktiv fallen.

Hautnah wischte die Waffe über mich hinweg. Und in der nächsten Sekunde kam Malko.

Wie ein Tiger sprang er mich an.

Ich war nur froh, daß Malko nichts von Kampftechnik verstand, sondern sich nur auf seine Kraft verließ.

Meine Reaktion erfolgte ganz automatisch.

Beine an den Körper ziehen, ihn auffangen und nach hinten weghebeln.

Es gelang Schreiend flog Malko durch die Luft. Ich sah ihn nur als Schatten. Er hatte soviel Schwung, daß er vor dem Spiegel nicht mehr auf den Boden prallte.

Er fiel dagegen. Nein – er fiel hinein.

Folgte dem Speer, der ebenfalls den Weg durch den Dämonenspiegel genommen hatte.

Ich wälzte mich herum, und obwohl sich die Szene blitzschnell abspielte, kam sie mir wie eine Zeitlupenaufnahme vor.

Ich sah Malko in den Spiegel eintauchen. Kaum hatte er die Fläche berührt, da verkleinerte er sich. Der Spiegel nahm ihn auf, trieb ihn in die endlose Weite der Dimensionen.

Kein Schrei, kein Laut drang mehr an meine Ohren.

Aus weit aufgerissenen Augen verfolgte ich Malkos Flug. Er schwebte wie ein Vogel.

Weiter, immer weiter…

Ich sah ihn mit Armen und Beinen rudern. Eine andere schreckliche Dimension hatte ihn aufgenommen, geschluckt wie meine vier Freunde.

Dann wurde die Fläche des Spiegels matter. Die Landschaft verwischte. Nur noch ein paar Farben schimmerten nach. Als auch dies vorüber war, sah ich wieder die graue Fläche mit den zahlreichen Kästchen. Sonst nichts.

Ich erhob mich ächzend. Meine Beine zitterten. Ich fühlte mich wie ein Kind, das laufen lernte. Dazu schmerzte mir der Hals. Was ich hier erlebt hatte, war der reinste Horror. Mein Rücken war in eine Gänsehaut gebadet; Mit einer automatisch wirkenden Bewegung strich ich mir eine Haarsträhne aus der Stirn.

»Das darf doch nicht wahr sein«, vernahm ich Mike Bonettis Stimme.

Ich blickte den Zwerg an. »Doch«, sagte ich tonlos, »es ist wahr.«

»Und was kann man dagegen tun?« fragte er mich.

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Tut mir leid, ich weiß es nicht. Noch nicht.« Dabei sah ich ihn ratlos an.

***

Die Spinne war schnell.

Schneller als Suko angenommen hatte. Im letzten Augenblick wich der Chinese der Angreiferin aus.

Dann tauchte Bill Conolly auf. Er hatte die Frauen in Sicherheit

gebracht und wollte Suko nun zur Seite stehen.

Der Chinese war gestürzt. Er rollte sich ein paarmal auf dem Boden und sprang auf, als er Bill in seiner Nähe sah.

»Wir müssen Deckung suchen!« rief der Reporter. Er ließ die Spinne dabei keinen Augenblick aus den Augen. Die hatte sich gedreht. Ihre Facettenaugen suchten die beiden Gegner, die sie unbedingt vernichten wollte.

Deutlich konnte Bill die feinen Härchen auf den Beinen sehen. Sie standen hoch, glichen einer Bürste.

Der Reporter und Suko hetzten auf einen Stein zu, der für sie die Größe eines Felsens hatte.

Augenblicklich nahm die Sandspinne die Verfolgung auf. Sie war schnell, schneller als die beiden Zwerge.

Bill Conolly riskierte einen Blick über die Schulter und erschrak. Riesengroß sah er die giftige Spinne vor sich.

»Suko!« brüllte er. Mit einem letzten verzweifelten Satz warf er sich vorwärts.

Die beiden vorderen Beine der Spinne drohten Bill Conolly umzuwerfen, doch sie verfehlten ihn. Dicht hinter Bills Hacken berührten sie den Sand.

Suko hatte den Schrei vernommen.

Er kreiselte herum, bückte sich, bekam auch einen für ihn kleinen Stein zu fassen und schleuderte ihn der Spinne gegen das Gesicht.

Das Insekt war für einen Augenblick abgelenkt. Die Zeit reichte Suko und Bill, um sich in Deckung zu werfen.

»Wo sind die Frauen?« keuchte Suko.

»Erst einmal in Sicherheit.«

Der Chinese wischte sich den Schweiß und Staub von der Stirn. »Verdammt, Bill, ohne Waffen können wir auf die Dauer nichts gegen die Spinne ausrichten.«

Bill nickte. In seinen Augen stand pure Verzweiflung. »Aber was sollen wir tun? Wir können doch nicht ewig vor dieser verfluchten Spinne wegrennen.«

»Achtung! Sie kommt!« Sukos Warnruf unterbrach Bills Ausführungen.

Die Spinne kroch über den Stein, hinter dem die beiden Freunde lagen. Zuerst war nur ein riesiger Schatten zu sehen, dann tauchten die beiden vorderen Beine auf, und anschließend sahen sich Bill und Suko von den schrecklichen Augen fixiert.

»Jetzt hat sie uns!« flüsterte Bill. »Wir – wir kommen nicht mehr weg!« Selten hatte der Reporter solch eine Angst gehabt. Normalerweise konnte ihn nichts so leicht erschüttern, aber seit er zu einem Zwerg geworden war, hatte sich auch seine Psyche völlig verändert.

Hinzu kam noch der schreckliche Traum, in dem Bill sich als Schachfigur gesehen hatte. Beides zusammen war auch zuviel für einen Mann wie Bill Conolly gewesen.

Die Spinne zögerte. Es schien, als weide sie sich an der Angst ihrer Opfer. Sie wußte, daß sie nicht mehr entkommen konnten. Auch wenn sie davongelaufen wären, die Spinne hätte sie immer mit einem Sprung einholen können.

Bill und Suko standen geduckt da.

Der Chinese versuchte eine letzte Rettungsaktion vorzuschlagen. »Wenn sie springt, flitzen wir gleichzeitig nach links und rechts weg. Hast du verstanden, Bill?«

Der Reporter nickte nur. Sprechen konnte er nicht.

Doch da geschah etwas, was die beiden Männer an ihrem Verstand zweifeln ließ.

Etwas kam auf sie zugeflogen. Vielleicht der berühmte Rettungsstrohhalm.

Der Gegenstand schwebte jetzt über ihnen. Er schien aus einer unendlichen Ferne zu kommen und prallte nicht weit von Suko und Bill entfernt in den Sand.

Es war ein Speer!

Er war ebenfalls verkleinert, aber immerhin eine Waffe.

Der Chinese erfaßte die Chance innerhalb eines Herzschlags. Er warf sich zur Seite und riß den Speer, der mit der Spitze im Boden steckte, heraus.

»Suko! Da kommt noch jemand!« Bills Stimme gellte auf.

Der Chinese riß den Kopf in den Nacken. Er sah einen Mensch, klein wie sie. Er schwebte auf sie zu, ruderte mit Armen und Beinen und hatte den Mund weit aufgerissen.

Dieser Mensch war Malko.

Der Dimensionspiegel hatte ihn verkleinert und in das Dämonenreich hineingeschleudert.

Malko landete dicht neben dem Stein, auf dem die Spinne hockte. Er fiel auf den Rücken. Sein Gesicht spiegelte das ungeheure Grauen wider, das er auf seiner Reise durch die Dimensionen erlebt hatte.

Die Spinne reagierte sofort. Sie sah, daß sie mit dieser neuen Beute leichtes Spiel haben würde.

Suko schrie Malko noch eine Warnung zu – er hatte das Unheil kommen sehen aber es war bereits zu spät.

Die Spinne ließ sich fallen.

Genau auf Malkos Körper.

Der Zwerg schrie, doch der Schrei wurde erstickt; als er das Spinnenbein auf sein Gesicht zurasen sah.

Keine Chance für ihn.

Die Spinne traf.

Suko und Bill wandten sich ab. Die Spinne »beschäftigte« sich mit dem Opfer auf ihre Art. Nachdem sie Malko getötet hatte, aktivierte sie ihre Drüsen. Sie produzierte einen klebrigen Faden und begann damit, den Toten zu umschnüren.

»Jetzt nichts wie weg!« rief der Reporter. »Die Chance war nie so günstig.«

Er wollte laufen, doch Suko hielt ihn fest. »Einen Augenblick noch«, bat der Chinese. »Bleib du bei den Frauen, ich komme nach.«

»Was hast du vor?«

»Wirst du schon sehen.«

Bill Conolly ging nur zögernd.

Suko machte eine unwirsche Armbewegung.

Die Spinne war noch immer mit ihrem Opfer beschäftigt. Sie hatte an den anderen beiden Zwergen jegliches Interesse verloren.

Vorläufig jedenfalls…

Suko schlug einen Bogen. Er hatte den Speer nicht vergessen, der kurz vor dem Toten auf sie zugefallen war. Woher er so plötzlich kam, interessierte den Chinesen nicht. Die Hauptsache war, daß er jetzt eine Waffe in der Hand hielt.

Suko nahm hinter dem Stein Deckung.

Die Spinne vor ihm arbeitete verbissen. Immer weiter spann sie ihr Netz. Suko konnte sie nicht sehen, er hörte aber, wie sie sich hin- und herbewegte.

Der Chinese klemmte sich den Speerschaft zwischen die kräftigen Zähne. Die Waffe war etwa doppelt so groß wie zwei aufeinandergestellte Nähnadeln. Suko packte mit beiden Händen die Kante des oberen Steins und zog sich mit einem Klimmzug hoch. Er schaffte es erst beim zweiten Versuch, als seine Fußspitzen in schmalen Rissen Halt fanden.

Dann lag er auf dem Stein.

Den Speer nahm er jetzt in die rechte Hand. Er hielt den Schaft etwa in der Mitte umfaßt, balancierte die Waffe aus und nickte dann zufrieden.

Die Spinne war noch immer voll beschäftigt. Hastig und arbeitsam lief sie immer wieder um ihr Opfer herum. Sie hatte ein breitflächiges Netz gewebt, unter dem der Oberkörper des Toten schon fast verschwunden war.

Suko richtete sich auf. Er blieb in einer knienden Stellung. Mit der linken Hand stützte er sich ab, den rechten Arm hob er etwa in Schulterhöhe.

Suko wußte genau, worauf es ankam. Wenn er die Spinne beim ersten Wurf nicht richtig traf, dann war er verloren. Er kam sich wie ein Held aus einer chinesischen Sage vor, der mit Monstern und Ungeheuern kämpfte.

Da! Jetzt hatte die Spinne den Chinesen entdeckt.
Sofort ließ sie von ihrem Opfer ab, wandte sich dem neuen Angreifer zu.
Sie drehte den Kopf.
Die beiden Facettenaugen schillerten und schimmerten, waren auf Suko fixiert.
In diesen Augenblicken war der Chinese eiskalt. Er atmete noch einmal tief ein, sah, daß die Spinne wenige Sekunden lang auf dem Fleck stand und schleuderte den Speer mit aller Kraft.
Die kleine Waffe zischte durch die Luft.
Und traf!
Mit Wucht drang sie in das rechte Auge der Spinne und zerstörte es. Bis zur Hälfte steckte der Schaft in dem Spinnenauge.
Das Tier konnte plötzlich nichts mehr sehen. Es kreiselte herum, zerriß das eben noch so kunstvoll angefertigte Netz, wühlte mit den sechs Beinen den Sand auf, fiel sogar auf den Rücken und blieb dann still liegen.
Die Spinne war tot.
Suko, der Chinese, atmete auf.
Er kletterte von dem Stein, ging auf die Spinne zu und riß den Speer aus deren Auge.
Die Spinne rührte sich nicht mehr. Der Speer mußte einen lebenswichtigen Nerv getroffen haben. Suko war stolz darauf, daß er so gut gezielt hatte. Es hätte auch anders kommen können.
Unwillkürlich warf er einen Blick zu dem düsteren Himmel empor. Von dort oben waren der Speer und der Mensch gekommen. Sie mußten aus einer ungeheueren Entfernung gefallen sein, waren gelandet und hatten sich doch nichts getan.
Da war einfach Schwarze Magie im Spiel.
Suko hielt seine rechte Hand als Schalltrichter an den Mund. »Bill!« rief er. »Bill, so melde dich!«
Nur schwach kam die Antwort. Suko ging in die Richtung, aus der er die Stimme gehört hatte.
Er fand Bill und die beiden Frauen in einer Mulde hocken. Ängstlich sahen sie ihm entgegen.
Suko winkte ab. »Alles klar«, sagte er, »ihr könnt beruhigt sein. Die Spinne lebt nicht mehr.«
Allgemeines Aufatmen. Die beiden Frauen fielen sich glücklich lächelnd in die Arme.
»Fragt sich nur, wie es weitergehen soll«, sagte der Reporter. »Hast du eine Idee, Suko?«
Der Chinese schüttelte den Kopf. »Nein. Die Karten in diesem Spiel hat ein anderer verteilt. Und den müssen wir suchen.«
Bill blickte den Freund verdutzt an. »Wie willst du das denn

machen?«
»Ganz einfach. Wir bleiben nicht hier, sondern marschieren los.« Suko lächelte und sah an sich herunter.
»Marschieren ist natürlich zuviel gesagt. Wir gehen. Irgendwann werden wir ja hoffentlich auf irgendwen treffen. Oder hast du einen anderen Vorschlag?«
»Nein.«

***

Selten in meinem Leben hatte ich mich so mies gefühlt. Wieviel Fälle hatte ich, schon gelöst. Fünfzig, siebzig? Ich wußte es nicht mehr. Und zum Henker auch, mir war es egal.
Ich hatte versagt.
Ja, ich fühlte mich als Versager. Man hatte meine Freunde entführt und ich, der berühmte Geisterjäger, hockte in einem Zimmer und hätte mich am liebsten in ein Mauseloch verkrochen.
Die Zigarette, die ich mir angezündet hatte, verqualmte zwischen meinen Fingern. Die Asche fiel zu Boden. Es störte mich nicht einmal. Ich wußte nicht mehr, wo ich anfangen sollte. Die anderen hatten sämtliche Trümpfe in der Hand.
Ich starrte auf den Spiegel und sah ihn doch, nicht. Wie mochte es in diesen Augenblicken Suko, Jane, Sheila und Bill ergehen? Ich hatte sie gesehen, für einen kurzen Augenblick nur, und dazu noch als Zwerge.
Das war einfach zuviel.
Ich hörte neben mir ein Hüsteln. Es war Mike Bonetti. Ich hatte ihn auf den Tisch gesetzt.
»Es tut mir leid«, sagte der kleine Mann.
Ich lächelte schmerzlich. »Sie können doch nichts dafür.«
»Trotzdem.«
»Ihre Lage ist doch viel schlimmer«, erinnerte ich ihn.
»Meinen Sie, daß ich nie mehr meine normale Gestalt erreichen kann?« fragte er mich. In seiner Stimme schwang trotz allem noch etwas Hoffnung mit.
»Ich weiß es nicht.«
»Also unmöglich.«
»Das würde ich nicht sagen.«
Mike lachte. »Ich habe es mir ja selbst zuzuschreiben«, sagte er. »Ich hätte nicht kommen sollen. Aber das Geld lockte, und bisher bin ich auch nie erwischt worden. Ausgerechnet heute habe ich es dann bekommen. Doppelt und dreifach.«
»Kannten Sie den Laden denn hier?« wollte ich wissen.
»Kennen ist zuviel gesagt. Ich habe ihn mir wohl schon mal angesehen. Ich weiß auch, wie der Besitzer aussieht, das ist aber auch alles.«

»Sie haben nie mit ihm gesprochen?«
»Nein. Ich werde mich hüten.«
»Aber er wohnt hier?« bohrte ich weiter.
Der kleine Mensch nickte. »Ja. Soviel ich weiß, in der ersten Etage. Wieso? Versprechen Sie sich etwas davon?«
Ich stand auf. »Möglich ist es schon. Ich sehe mir die Räume einmal an.«
Mike Bonetti blickte mich aus flehenden Augen an. »Bitte, Sir, nehmen Sie mich mit. Ich will hier nicht allein sein.«
Ich sah auf den Zwerg nieder. »Okay, kommen Sie.« Ich nahm ihn und steckte ihn in meine rechte Jackettasche. Es war schon ein komisches Gefühl. Immer wieder mußte ich einen Blick auf das kleine Lebewesen werfen.
Doch dann überlegte er sich es anders.
Wir waren noch unten im Laden, als er wieder herauswollte. »Ich warte doch lieber hier«, sagte er. »Wenn Sie dort oben in eine Auseinandersetzung geraten, würde ich Sie nur behindern.«
»Ist gut.« Ich nahm ihn aus der Tasche und setzte ihn in einen Sessel. Er verkroch sich in die letzte Ecke, so konnte er am wenigsten entdeckt werden.
Ich machte erst einmal Licht und suchte dann den Weg zum Treppenhaus. Gefunden war er schnell. Ich mußte durch eine schmale Tür und stand in dem muffig riechenden Flur.
Die Birne an der Decke war mit Fliegendreck verklebt. Die Wände starrten vor Schmutz. Von dem schulterhohen Sockel war die meiste Farbe bereits abgeblättert. Nein, mit diesem Haus war wirklich kein Staat zu machen.
An dem Kanten der Steintreppe waren Splitter abgeprallt. Das Eisengeländer hatte schon Rost angesetzt.
Unangefochten gelangte ich in die erste Etage.
Die Wohnungstür stand offen.
Ich zog meine Beretta aus der Halfter und hielt sie in der rechten Hand. Die Waffe war mit geweihten Kugeln geladen.
Diese Geschosse hatten schon manchen Dämonen zum Teufel geschickt.
Mit dem Fuß kickte ich die Tür auf, schlich in die dahinterliegende Wohnung und machte mich an eine Durchsuchung; Trotz intensivster Bemühungen fand ich nichts.
Wenn man mal von der ärmlichen Einrichtung absah, waren die Zimmer leer. Ich konnte nur immer wieder den Kopf schütteln. Selten hatte ich jemand erlebt, der in solch einem schmutzigen Loch hauste. Dabei kam mir ein Verdacht.
Vielleicht wohnte dieser Octavio gar nicht hier? Nach außen hin hatte er zwar die Wohnung gemietet, doch tatsächlich hielt er sich

woanders auf.

Diese Folgerung erschien mir gar nicht so unwahrscheinlich zu sein.

Ich kehrte der Wohnung wieder den Rücken zu und ging die Treppe hinunter.

Auf der zweitletzten Stufe saß er.

Mike Bonetti.

Tot!

Jemand hatte dem kleinen Mann den Hals umgedreht!

***

Sie marschierten durch die endlos scheinende, wüstenartige Ebene. Suko ging voran, die beiden Frauen folgten, und Bill machte den Schluß.

Es war eine Qual. Sie schienen sich kaum von der Stelle zu bewegen.

Den Himmel überzog noch immer ein düsteres Rot. Es spannte sich wie ein Bogen von einem Ende zum anderen.

Die Weite des alptraumhaften Landes wirkte bedrückend.

Sheila war es, die nicht mehr mitmachen wollte. Urplötzlich ließ sie sich fallen. »Geht ohne mich. Ich will nicht mehr!«

Sofort war Bill bei ihr. Er hob Sheila an, faßte ihr dabei unter beide Achseln. »Wir müssen, Darling. Bitte, komm.«

»Aber ich…«

Jane Collins drängte den Reporter zur Seite. »Laß mich das mal machen. Ihr Männer seid viel zu ungeschickt.«

Jane sprach auf Sheila Conolly ein. Bill stand daneben wie ein begossener Pudel.

Suko war schon ein Stück vorausgegangen, hatte aber eingehalten und wartete.

»Was ist mit Sheila?« rief er Bill zu.

Der Reporter hob die Schultern. »Sie will nicht mehr.« Er sah Suko verzweifelt an. Seine Augen waren an den Rändern rot entzündet. Die Lippen aufgesprungen.

Den anderen erging es nicht besser.

Durst quälte sie. Diese Trockenheit saugte ihnen den letzten Rest Feuchtigkeit aus dem Körper. Der Zeitpunkt war eigentlich abzusehen, wann auch die Männer nicht mehr weiter konnten. Und nirgendwo ein Hoffnungsschimmer. Nur die weite, schier endlose Ebene. Lebewesen hatten sie, bis auf die Spinne, keine mehr gesehen. Trotzdem hielt Suko immer noch seinen Speer in der Hand. Er war sicher, daß er ihn noch einmal brauchen würde.

Sheila, quälte sich wieder auf die Füße. Bill ging zu ihr und stützte sie.

»Wenn nicht bald etwas geschieht, ist sie am Ende«, flüsterte Jane dem Reporter ins Ohr.

Bill Conolly nickte nur.
Sheila hatte die schwächste Konstitution von ihnen. Jane Collins, die Detektivin, war durch ihre harten Einsätze immer im Training. Außerdem absolvierte sie zwischenzeitlich ihr Judo- und Karatetraining, während Sheila das Leben einer normalen Durchschnittsfrau führte.
Sie gingen weiter.
Ihre Schritte wurden schleppender, schwerfälliger. Bill hatte das Gefühl, als säße Blei in seinen Oberschenkeln.
Immer wieder leckte es sich die spröden Lippen, aber selbst die Zunge war kaum noch mit Feuchtigkeit behaftet.
Am besten hielt sich noch Suko. Der Chinese war ein Kraftpaket und Konditionsbündel. Er ging noch genauso elastisch und federnd wie zu Beginn des Marsches.
Sukos Gedanken kreisten um John Sinclair. Der Chinese konnte sich einfach nicht vorstellen, von mir in Stich gelassen zu werden. Er war aber Realist genug, um sich einzugestehen, daß, die Chancen aus dieser Hölle wieder herauszukommen, verdammt gering waren.
Die Zeit verging.
Niemand sprach ein Wort. Und irgendwann änderte sich die Landschaft.
Suko bemerkte es zuerst. Er wies nach vorn. »Da, seht!«
Schwer atmend und erschöpft blieben die anderen stehen.
Eine Alptraum-Landschaft tat sich vor ihnen auf. Bleiche Schädel bildeten ein riesiges Karree. Knochen verbanden die Schädel miteinander. An einer Stelle nur gab es eine Öffnung, ähnlich einem Tor. Aber das Tor sah schrecklich aus.
Es war ein übergroßer Totenschädel, durch dessen Maul man schreiten mußte.
Sheila begann zu schreien. »Ich will nicht mehr weiter!« wimmerte sie. »Laßt mich hier. Laßt mich hier sterben!«
Bill sah keine andere Möglichkeit. Er mußte Sheila zur Besinnung bringen. So schlug er ihr ins Gesicht. Dabei hätte er sich am liebsten selbst die Hand abgehackt.
Die Methode half aber.
Sheila hörte auf zu schreien, starrte ihren Mann sekundenlang verständnislos an, lächelte dann und sagte: »Es tut mir leid, Bill. Ich habe mich wohl dumm benommen.«
Bill strich ihr über das Haar. »Nein, Sheila, du nicht.«
»Ich gehe als erster«, rief Suko. »Wartet hier.«
Ehe noch ein anderer eine Antwort geben konnte, war der Chinese schon in dem Torschädel verschwunden.
Atemlos verharrten die Freunde.
Nichts geschah.

Bill Conolly biß sich auf die Lippen. »Sollen wir nicht versuchen, das Knochenfeld zu umgehen?«

Er wartete eine Antwort gar nicht erst ab, sondern machte sich auf den Weg. Er ging geradewegs auf einen der Knochen zu.

Für ihn war es ein schreckliches Gefühl, von den leeren Augenhöhlen der Schädel angeglotzt zu werden.

Und dann bekam er plötzlich einen Schlag. Eine magische Falle war zugeschnappt.

Dicht vor der Knochenmauer wurde Bill zurückgeschleudert. Er fiel zu Boden und verlor für Wenige Sekunden die Besinnung. Als er wieder klar sehen konnte, kniete Jane neben ihm.

»Laß es sein, Bill«, flehte sie.

Der Reporter nickte und erhob sich ächzend. Er faßte die beiden Frauen an den Händen. Gemeinsam gingen sie auf das Schädeltor zu. Weit klappte der Rachen auf. Die stumpfen Zähne des Oberkiefers bildeten eine Linie.

»Ich hab' so eine Angst«, hauchte Sheila.

Bill drückte ihre Hand stärker.

Sie durchschritten den Schädel.

Unbehelligt…

Suko erwartete sie bereits. Er stand auf seinen Speer gestützt und sah sie ernst an. »Seht mal, wo wir gelandet sind«, sagte der Chinese.

Die drei blickten sich um.

Bill Conolly war am meisten geschockt. Er konnte es kaum fassen. Das war unmöglich – und doch eine Tatsache.

Sie standen auf einem für sie riesigen Schachbrett!

Bill Conollys schrecklicher Alptraum schien Wirklichkeit zu werden…

***

Der kleine Mensch bot einen entsetzlichen Anblick. In mir stieg der heiße Zorn hoch.

Mike Bonetti hatte keinem Menschen etwas getan. Warum also dieser sinnlose Mord?

Ich wußte aber jetzt auch, daß ich nicht mehr allein in diesem verdammten Haus war. Irgendwo mußte der heimtükkische Killer noch stecken.

War es Octavio?

Ich zog wieder meine Beretta.

Auf Zehenspitzen schlich ich die restlichen Stufen hinunter. Ich war darauf gefaßt, jeden Augenblick angegriffen zu werden.

Nichts geschah.

Unbehelligt erreichte ich den Verkaufsraum.

Und dort traf ich ihn.

Octavio!

Er saß in dem hochlehnigen Sessel, auf den ich zuvor Mike Bonetti abgesetzt hatte. Eine Tischlampe streichelte mit ihrem Licht die Gestalt des Mannes.

Ich blieb stehen.

Sekundenlang kreuzten sich meine und Octavios Blicke. Der Händler trug einen bis über die Knie reichenden Mantel.

Die Hände hatte er in den Taschen vergraben. Sein eiförmiger Kopf war kahl. Der sichelförmige Schnurrbart berührte beinahe die Kinnspitzen.

Ich hob die Hand mit der Waffe an. In mir tobte ein unbeschreiblicher Zorn. Ich mußte mich beherrschen, um dem Kerl nicht ins Gesicht zu schlagen.

»Octavio?« fragte ich. Meine Stimme erkannte ich kaum noch wieder. Sie klang kratzig und rauh.

»Ja. Aber nehmen Sie die Waffe weg«, erwiderte er. »Sie nützt Ihnen nichts.«

Ich behielt die Beretta in der Hand. »Eine Kugel ist bald noch zu schade für Sie. Sie Bestie!« Ich schleuderte ihm die Worte ins Gesicht. »Warum dieser Mord an Mike Bonetti? Der Mann war völlig hilflos. Er war schon genug bestraft.«

Octavio winkte ab. »Sie sollten sich mehr zusammenreißen, Sinclair, und nicht so emotionell handeln. Es steht Ihnen nicht. Und jetzt nehmen Sie endlich die verdammte Knarre weg, oder Ihre Freunde werden es büßen.«

Ich blickte den Mann an und wußte, daß er es ernst meinte. Octavio befand sich in einer so starken Position, daß er einen Bluff gar nicht nötig hatte. Ich saß ohnehin am kürzeren Hebel.

»Sie können ruhig Platz nehmen, Sinclair. Im Sitzen plaudert es sich besser.«

Ich nahm mir einen Sessel. Er war schon ziemlich alt und die Sprungfedern ausgeleiert. Ich sank tief ein.

Octavio lächelte dünn. »So gefallen Sie mir schon besser«, meinte er spöttisch.

»Kommen Sie endlich zur Sache!« forderte ich ihn auf.

»Sie sind zu ungeduldig, Sinclair. Ich stelle hier die Fragen. Ihre Lage ist denkbar schlecht. Zuvor will ich wissen, was mit Malko geschehen ist?«

»Er hat dem Spiegel nicht widerstehen können.«

»Sie meinen, er hat eine Reise in die andere Dimension gemacht?«

»Ja.«

Für einen winzigen Augenblick verzerrte sich Octavios Gesicht. Dann Watte er sich wieder in der Gewalt. »Freiwillig ist Malko doch nie in den Spiegel hineingeraten.«

»Ich habe nachhelfen müssen.«

»Dann befindet sich Malko jetzt dort, wo auch Ihre Freunde sind, Sinclair.«

Und jetzt grinste Octavio niederträchtig.

»Garantieren kann ich für nichts. Malko ist ein Bär. Er ist so gut wie unbesiegbar. Und er wird seine Wut an Ihren Freunden auslassen.«

»Ich habe ihn besiegt«, konterte ich.

Octavio sagte nichts mehr. Er holte erst einmal Luft. »Ja, Sie sind gefährlich, Sinclair, das habe ich schon immer gewußt. Aber nicht nur für mich, auch für andere stellen Sie eine große Gefahr dar. Wie gut für uns, die Falle ist zugeschnappt Daß Sie nicht stillhalten würden, habe ich mir schon gedacht. Ich hatte nicht damit gerechnet, daß Sie mich so rasch ausfindig machen konnten. Sie sind schon ein besonderer Mann. Das alles spielt nur noch eine untergeordnete Rolle. Wichtig ist, daß Sie in Zukunft keine Schwierigkeiten mehr machen werden. Und dafür sorge ich.«

»Wollen Sie mich töten?«

»Unter Umständen, ja.«

»Aber…?«

»Jetzt sind Sie zu neugierig.« Octavio lächelte böse. »Ja, ich an Ihrer Stelle wäre es auch. Kommen Sie mit, ich will Ihnen etwas zeigen, Geisterjäger!«

Octavio erhob sich. Ich tat es ihm nach. Wir verließen den Laden und betraten das kleine Büro, in dem auch der Spiegel stand. Octavio hatte dort einiges verändert. Auf dem Schreibtisch stand das Schachspiel, das Bill und Sheila Conolly mir zum Geburtstag geschenkt hatten.

Mir kam es vor, als wäre dies schon Tage her, dabei waren erst Stunden vergangen.

»Erkennen Sie es wieder?« fragte Octavio höhnisch.

Ich nickte.

Die gesamte Zeit über hatte ich keinen Blick von dem Spiegel gelassen. Die Figuren waren aufgebaut. Fein säuberlich standen sie auf ihren Feldern. Ich sah den König, die Dame, die Türme, die Läufer, die Springer und die Bauern.

»Die weißen Figuren sind für Sie«, sagte Octavio.

Ich hob den Blick. »Sie wollen mit mir eine Partie spielen?«

»Ja, mein Bester.« Octavio rieb, sich die Hände. »Wie ich hörte, beherrschen Sie das Spiel der Könige. Ich habe mich ebenfalls damit beschäftigt. Wir werden ungefähr gleich gut sein. Allerdings hat die Sache bei Ihnen einen Haken. Sie spielen um das Leben Ihrer Freunde.«

Ich schluckte. Obwohl ich mit einer ähnlichen Situation gerechnet hatte, war ich doch überrascht. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Viel schlimmer.

»Die weißen Figuren sind für Sie, Sinclair. Die Regeln brauche ich Ihnen ja nicht zu erklären. Aber ich will Ihnen etwas anderes zeigen. Sehen Sie mal in den Spiegel.«

Ich drehte mich so, daß ich die matt schimmernde Fläche betrachten konnte.

Neben mir murmelte Octavio einige magische Formeln. Er stieß die Worte scharf und abgehackt hervor.

Die Spiegelfläche veränderte sich. Sie wurde klar und durchsichtig. Wieder konnte ich einen Blick in die andere Dimension werfen.

Plötzlich wurden meine Augen groß, denn ich sah etwas, was mich an meinem Verstand zweifeln ließ…

***

Auch Sheila Conolly wußte sofort, was los war. Ängstlich klammerte sie sich an ihren Mann. »Dein Traum, Bill«, flüsterte sie. »Dein Traum!«

Bill Conolly nickte. Trotz der Hitze brach ihm der kalte Schweiß aus. Wie eine zweite Haut bedeckte er den Körper.

Suko dachte nach. »Wir sind hierher gelockt worden«, sagte er. »Anders kann ich mir das nicht vorstellen.«

»Wieso?« fragte Jane.

»Dreh dich mal um!«

Die Detektivin wandte den Kopf. Sie hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Der riesige Totenschädel, der gleichzeitig als Eingang diente, war versperrt. Das Maul – es hatte an der Rückseite die gleiche Form wie vorn – war verschlossen.

Die vier Menschen waren Gefangene. Gefangene auf einem riesigen Schachbrett.

»Aber wieso denn?« flüsterte Jane. »Was – was will man hier mit uns? Weshalb führt man uns zu einem Schachbrett?«

»Darauf wirst du sicherlich bald eine Antwort bekommen«, erwiderte Suko. Er hatte sich gebückt und untersuchte den Boden, auf dem sie standen.

Er war spiegelblank, und glatt. Die dunkelrote Sonne stand senkrecht über dem Feld. Die kleinen Menschen warfen kaum einen Schatten.

»Wir sind ebenfalls zu Figuren gewordene«, sagte Bill mit heiserer Stimme. »Zu Figuren in einem teuflischen Spiel. Ich weiß es. Und ich weiß auch, daß wir dieses Schachbrett nicht mehr lebend verlassen werden.«

Suko fuhr herum. »Wie kannst du so etwas nur sagen!«

»Weil ich einen Traum gehabt habe.« Bill nickte heftig, als er Sukos verständnislosen Blick bemerkte. »Ja, zum Teufel, ich habe einen Traum gehabt. Ich selbst habe mich auf diesem Schachbrett gesehen. Eingekreist von den einzelnen Spielern. Springern, Bauern, Läufern sie

alle wollten mich töten. Hier auf dem Boden lag ich.« Bill deutete auf ein Karree. »Ich hatte keine Chance. Glaubt mir. Wir werden hier sterben.«

Der Reporter war mit seinen Nerven am Ende. Er setzte sich einfach hin und vergrub das Gesicht in beide Hände.

»Ich hätte es wissen müssen. Ich hätte es wissen müssen«, stammelte er immer wieder.

Sheila kümmerte sich um ihren Mann, während Suko einige Schritte zur Seite ging, um das Schachfeld abzulaufen.

Jane Collins holte den Chinesen ein. »Was sagst du zu Bills ›Traum‹?« Der Chinese blieb stehen. »Träume können oft in Erfüllung gehen«, erwiderte er.

Jane hob die Augenbrauen. Auch ihr Gesicht war von den vergangenen Strapazen gezeichnet Nur mit Mühe bewahrte sie ihre Haltung. »Du sagtest ›können‹, Suko.«

»Ja. Sie müssen nicht, Bill hat bei seinem Bericht eins vergessen.«

»Und das wäre?«

Suko lächelte. »Mich wundert es, daß du noch nicht von selbst darauf gekommen bist, große Detektivin.«

»Laß doch jetzt die Scherze.«

»Bill hat nur sich in seinem Traum gesehen. Aber in Wirklichkeit sind wir zu viert, das solltest du nicht vergessen. Wir werden uns unserer Haut wehren.«

Jane Collins nickte. »Du hast recht, Suko. Wir sind zu viert. Allerdings waffenlos.«

Der Chinese hob seinen Speer. »Und dies?«

»Willst du damit ernsthaft gegen dämonische Wesen angeben.«

»Es bleibt mir ja nichts anderes übrig.«

Jane streichelte Suko über sein Gesicht. »Du bist auch nicht kleinzukriegen, wie?«

»Ich bin immer Optimist geblieben.«

Jane Collins ließ Suko stehen und kümmerte sich um Bill. Sheila empfing die Detektivin achselzuckend. »Ich weiß nicht, was mit Bill los ist. So kenne ich ihn gar nicht. Kümmere du dich doch mal um ihn.«

»Auch Männer haben mal das Recht, schwach zu sein«, erwiderte Jane. »Es ist gut, wenn sie nicht immer die starken Helden spielen und auch mal ihren Gefühlen freien Lauf lassen.«

»Aber das können Wir uns doch jetzt nicht leisten«, flüsterte Sheila.

»Das stimmt auch wieder.« Jane Collins ging neben Bill in die Knie und legte ihm ihre Hand auf die Schulter. »Reiß dich doch zusammen«, sagte sie eindringlich, »du darfst jetzt nicht schlappmachen, Bill. Komm hoch, wir dürfen uns nicht aufgeben!«

Der Reporter ließ die Hände sinken. Er starrte vor sich auf den

Boden. Dann hob er plötzlich den Kopf. Ein maskenhaftes Lächeln hatte sich um seine Mundwinkel gegraben. Er stand auf.

»Ich muß mich wohl entschuldigen«, sagte Bill. »Aber dieser Traum und jetzt die Szene, ich hatte beides noch nicht verkraftet. Nun geht es wieder.«

»O Bill!« Sheila warf sich in die Arme ihres Mannes. »Es wird doch alles wieder gut, Bill. Es muß einfach.«

Bill Conolly streichelte seiner Frau über das lange Blondhaar. Er tat dies mit einer unendlich zärtlichen Bewegung.

»Es muß einfach gut gehen«, flüsterte Sheila. »Ich… ich wollte es dir heute abend schon sagen, aber ich bin nicht dazu gekommen. Verzeih mir, Liebling.«

Bill runzelte die Stirn. »Aber was ist denn los?«

»Du… du wirst Vater, Bill. Vielleicht…«

»Was?« Der Reporter riß beide Augen weit auf. »Ich werde… ich werde…«

»Nicht so laut.« In Sheilas Augen lag plötzlich ein warmes Leuchten. »Es ist noch nicht hundertprozentig. Und ich weiß, ich habe den Zeitpunkt schlecht gewählt, um dir das zu sagen, aber ich sah einfach keine andere Möglichkeit, dich aus deiner gedrückten Stimmung zu reißen. Es lohnt sich wieder, für etwas zu kämpfen.«

»Ja«, sagte Bill und nickte entschlossen. »Es lohnt sich wieder. Für meinen Sohn!«

»Falls es ein Sohn wird.«

»Natürlich.«

Für wenige Minuten hatten Sheila und Bill die schrecklichen Ereignisse vergessen. Sie waren einfach nur ein glückliches Ehepaar. Doch dann wurden sie wieder mit aller Deutlichkeit an ihre Situation erinnert, denn Sukos Stimme gellte auf.

»Vorsicht!«

Innerhalb der Schädel wurde es plötzlich lebendig. Bill und die beiden Frauen wirbelten herum. Sie sahen Bewegungen, und dann traten auf einmal Figuren aus den Totenköpfen hervor.

Schachfiguren!

Da war der König. Ganz in Schwarz. Mit einer flammenden Krone auf dem Kopf und statt des Zepters ein Schwert in der Hand. Auch die Augen glühten in einem düsteren Rot. Das Gesicht war eine schreckliche Fratze.

Es folgte die Dame. Auch sie trug ein langes Gewand von dunkler Farbe. Ihr Gesicht war seltsam bleich, wie das einer Leiche. Sie trug eine Kette aus Knochen um den Hals. Bei jedem Schritt klirrten die Knochen gegeneinander.

Die Springer sprengen auf das Feld.

Die Figuren saßen auf schwarzem Pferden. In der rechten Hand

hielten sie einen Bogen, im Köcher auf dem Rücken steckten eine Anzahl Pfeile. Die Gesichter der Reiter waren halbe Skelettfratzen, durch die die Knochen schimmerten.

Die beiden Läufer rannten hinter den Pferden her. Die trugen schwarze eng anliegende Trikots, gingen leicht gebeugt und hatten kahle Schädel.

Dann kam der Pulk der Bauern. Auch sie waren in Schwarz gekleidet, trugen einfache Kittel. In ihren flachen Gesichtern waren weder Nasen, Augen noch Ohren zu erkennen. Bewaffnet waren die Bauern mit Lanzen.

Die dunklen lebenden Figuren nahmen ihre Plätze auf den schwarzen Feldern der anderen Schachbrettseite ein. Alles geschah lautlos. Es wirkte wie einstudiert. So als hätten sie es hundertmal geübt.

Den Schluß bildeten die Türme. Es waren regelrechte Kolosse. Mutanten. Eine Mischung aus Mensch und Dämon.

Sie bewegten sich nur langsam voran.

Suko, Bill, Sheila und Jane hatten sich in der gegenüberliegenden äußersten Ecke des Schachfeldes zusammengedrängt. Mit bangen Blicken beobachteten sie den Aufzug. Die beiden Frauen hatten hinter den Männern Deckung gefunden.

Aus den rechts von ihnen liegenden Totenschädeln lösten sich die weißen Figuren.

Sie sahen genauso aus wie ihre Kontrahenten – nur fehlten vier von ihnen.

Und zwar die Dame, der König, ein Springer und ein Läufer!

Schweigend nahmen die weißen Figuren auf den für sie vorgesehenen Feldern Aufstellung.

»Es fehlen welche!« flüsterte Jane.

Suko nickte. »Ja, man hat für uns Platz gelassen. Ich glaube, wir sollten…«

Plötzlich geschah etwas, was Suko verstummen ließ. Der düstere Himmel verschwand und machte einer riesigen gläsernen Kugel Platz. Sie schien so nah, daß man sie mit der Hand greifen konnte und war doch so unendlich weit entfernt.

Ein Gesicht tauchte hinter der Kuppel auf.

Ein Gesicht, das Bill und Sheila sehr gut kannten.

Octavio!

»Das darf nicht wahr sein«, stöhnte Bill, verstummte aber, denn Octavio war nicht allein.

Er hatte jemand mitgebracht.

John Sinclair!

»Ich dreh noch durch«, keuchte Bill. »Ich werde verrückt. John, er ist…«

Sheila begann zu weinen, und auch Jane hatte Mühe, die Tränen

zurückzuhalten.
Sukos Gesicht wirkte wie eine Maske. Hart umklammerte seine rechte Hand den Speerschaft.
Johns Gesicht war deutlich zu erkennen. Sie sahen die Qual, die auf den Zügen lag, und jedem war klar, daß ihr Freund ebenso litt wie sie.
Dann dröhnte Octavios Stimme. »Hört genau zu, was ich euch zu sagen habe. Ihr steht zwar auf einem Schachbrett, aber ich sorge dafür, daß aus dem Spiel blutiger Ernst wird…«

***

Ich hatte das Gefühl, durch eine übergroße Lupe zu schauen. Eine Optik, die jede Kontur in der Unendlichkeit der Dimension genau nachzeichnete.
Und ich sah meine Freunde.
Auf einem riesigen Schachbrett.
Wie verängstigte Tiere drängten sich Bill, Suko, Sheila und Jane zusammen.
Ich sah aber auch die schwarzen Schachfiguren, die schon auf den Feldern Aufstellung genommen hatten. Es waren keine normalen Spieler, Nein, irgendeine Kraft hatte ihnen dämonisches Leben eingehaucht.
Das Schachbrett wurde von Totenschädeln begrenzt, diese wiederum waren durch Knochen miteinander verbunden. Ich vermutete, daß es sich um Menschenknochen handelte.
Die Schädel öffneten sich, und die weißen Figuren strömten heraus. Ich vermißte vier, und jetzt erst konnte ich mir vorstellen, was Octavio vorhatte.
Er wollte meine Freunde anstelle der Schachfiguren opfern. Sie würden ihren Platz einnehmen.
Und ich, mußte um ihr Leben spielen.
Eine grausame Vorstellung. So etwas konnte sich nur ein wahrer Teufel ausgedacht haben.
Der Schweiß sammelte sich in meinen Handflächen, und doch zeigte ich diesem Octavio nicht, wie mies mir wirklich zumute war. Ich fragte statt dessen: »Was geschieht, wenn ich gewinne?«
Er sah mich von der Seite her an. »Wir werden sehen«, erwiderte er ausweichend.
»Ich will die Frage beantwortet haben!«
»Nein, jetzt nicht. Sie tun, was ich Ihnen sage. Hier habe ich zu befehlen.« Er legte seine Hände vor den Mund und bildete so einen Trichter. Dann trat er dicht vor den Spiegel und begann zu sprechen.
Für einen winzigen Moment spielte ich mit dem Gedanken, diesen Octavio einfach in den Spiegel hineinzustoßen, doch damit wäre nichts gewonnen.

Octavio sprach die Worte in Zimmerlautstärke, und doch mußten sie von meinen Freunden verstanden worden sein, das bemerkte ich an ihren Reaktionen.

»Hört genau zu, was ich euch zu sagen habe. Ihr steht zwar auf einem Schachbrett, aber ich sorge dafür, daß aus dem Spiel blutiger Ernst wird.«

In mir tobte eine Hölle. Die vier schienen nicht sehen zu können. Welche Gefühle hatten sie in diesen Augenblicken?

Was ging in ihnen vor? Es mußte unbeschreiblich sein.

»Ich hoffe, ihr seht euren Freund, den Geisterjäger!« rief Octavio. »Euer Leben liegt jetzt in seiner Hand. Er wird mit mir Schach spielen. Auf einem zweiten Brett, das jedoch in magischer Verbindung mit dem steht, auf dem ihr euch befindet. Jeder Zug, den John Sinclair unternimmt, wird bei und mit euch nachvollzogen. Nimmt er den König, so wird Sheila Conolly bewegt. Hält er sich an die Dame, so ist Jane Collins an der Reihe. Der Springer ist für Bill Conolly reserviert. Allerdings bekommt er kein Pferd wie es die anderen schwarzen Figuren haben. Der gute Bill muß sich schon etwas einfallen lassen. Und den Part des Läufers wird Suko übernehmen. Er ist ja so etwas wie ein Trumpf-As im Spiel.« Octavio begann zu lachen. Er rieb sich die Hände. »Ich hoffe, ihr habt alles verstanden. Dann geht auf eure Plätze.«

Der Unheimliche wandte sich um. Zum erstenmal sah ich seine Augen bewußt.

In ihnen leuchtete fanatischer Haß. Ja, dieser Mann schien alles zu hassen, was auf der Seite des Guten und der Gerechtigkeit stand. Gemein lächelnd deutete er auf einen Stuhl.

»Nehmen Sie Platz, John Sinclair!«

Ich setzte mich.

Octavio verrückte den Spiegel noch ein wenig, so daß wir ihn beide sehen konnten und auch einen guten Einblick hatten. Ich mußten dabei den Kopf nach links, drehen – Octavio nach rechts.

Sogar ein Aschenbecher stand bereit. Daneben lag ein Päckchen Zigaretten.

»Wenn Sie rauchen wollen, bitte…«

»Nein.«

»Wie Sie wünschen.« Octavio behielt sein falsches Lächeln bei. »Ich bin Gönner«, sagte er und machte eine einladende Handbewegung. »Sie haben den ersten Zug, Mister Sinclair!«

Das Spiel begann!

Suko, Bill, Sheila und Jane hörten die Worte. Und sie spürten jedes einzelne wie einen geistigen Hammerschlag. Was sich dieser Satan ausgedacht hatte, war der reinste Horror.

John Sinclair sollte, um seine Freunde zu retten, mit Octavio Schach

spielen.
Sicher, John war ein guter Schachspieler, und es bestand durchaus die Möglichkeit, daß er das Spiel gewann. Nur würde Octavio sein Versprechen nicht einhalten. Dafür waren die Dämonen bekannt. Sie siegten nur durch Lug, Trug und Gemeinheit.
»Wir dürfen nur nicht die Nerven verlieren«, flüsterte Suko, »auch die Frauen nicht. Egal, was geschieht.«
»Meinst du denn, daß John es schafft?« fragte Bill. In seiner Stimme schwang leichter Zweifel mit.
»Er wird es dem verdammten Kerl auf jeden Fall nicht leichtmachen. John hat sicherlich noch einen Trumpf in der Hinterhand. Dazu kenne ich ihn lange genug.«
»Und wir? Sollen wir uns fügen?«
Suko nickte. »Es bleibt uns nichts anderes übrig. Wir müssen kämpfen. Du hast ja gehört, welchen Part du übernnommen hast. Ich kann dir auch meinen Speer geben, Bill.«
Der Reporter schüttelte den Kopf. »Nein, nein, behalte du ihn lieber. Ich schlag mich schon durch.« Bill warf einen Blick nach oben, wo die riesige Kuppel den Himmel bildete. Die beiden Gesichter waren verschwunden. »Ich drücke dir die Daumen, John«, flüsterte der Reporter.
Er und Suko gingen auf ihre Felder.
Suko nahm neben der Dame, also neben Jane Collins, Aufstellung. Das Gesicht der Detektivin wirkte ausdruckslos.
Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt. Schweißperlen standen auf ihrer Stirn.
Bill hatte neben Suko seinen Platz. Seine Blicke suchten immer wieder Sheila Conolly. Er merkte, wie ihre Wangenmuskeln zuckten. Sheila weinte.
Die heiße Wut stieg in dem Reporter hoch. Um liebsten hätte er mit dem Schwert dazwischengehauen und alle Figuren zu Boden gedroschen.
Die Spannung wuchs.
Sie wurde unerträglich und legte sich wie ein eiserner Reif um die Körper der Freunde.
Auf der gegenüberliegenden Seite des Feldes standen die schwarzen Figuren wie eine finstere Drohung. Die Bauern hielten ihre Lanzen zwischen Arm und Körper geklemmt. Die Spitzen zeigten schräg nach oben.
Stolz saßen die Springer auf ihren Pferden. Die blanken Schwerter blitzten in ihren Fäusten. Nur die Türme wirkten plump, aber Bill und Suko ließen sich durch das Aussehen nicht täuschen. Sie waren bestimmt gefährlich und standen mit den anderen auf einer Stufe.
Wie hatte jemand das Schachspiel getauft? Das Königliche Spiel. Bill

Conolly hatte eher das Gefühl, daß es für ihn und seine Freunde zu einem Mörderspiel werden sollte…

***

Ich zögerte noch. Immer wieder zermarterte ich mir das Hirn nach einem Ausweg.

»Bitte, Mr. Sinclair. Sie haben den ersten Zug. Oder trauen Sie sich nicht?«

Ich hob den Blick. »Darf man bei Ihnen nicht überlegen?«

Octavio lachte. »Sicher doch. Nur nicht so lange vor dem ersten Zug. Ich will Ihnen der Fairneß halber noch etwas mitteilen. Ich habe die Länge des Spiels auf zwei Stunden begrenzt. Sie sollten sich daran halten. Wenn Ihnen am Beginn schon zuviel Zeit verlorengeht, fehlt sie Ihnen unter Umständen zum Schluß.«

»Danke für den Ratschlag«, erwiderte ich sarkastisch.

Ich faßte den Bauern vor Bill Conolly und schob ihn ein Feld nach vorn, auf G3. Damit hatte ich den Weg für Suko, schon frei gemacht. Auf Suko setzte ich all meine Hoffnungen.

Octavio sah mich an. »Nicht schlecht, Sinclair, nicht schlecht.« Er nahm seinen Bauer und schob ihn auf B6. Das war genau der Parallelzug auf der anderen Hälfte.

Nicht einmal ungünstig für mich, da ich um einen Zug im voraus war.

»Weiter, Mister Sinclair!«

Ich holte tief Luft. Jetzt würde ich zum erstenmal meinen Freund Suko ins Spiel bringen. Ich wollte ihn auf G2 setzen, damit er freie Bahn diagonal über das Spielfeld hatte.

Ich faßte den Läufer an und schob ihn vor…

***

Der Bauer vor Bill Conolly setzte sich in Bewegung. Zwei Schritte ging er vor, dann hatte er das nächste Feld erreicht.

»Es geht los«, flüsterte Bill dem Chinesen ins Ohr. »Ich ahne, was John vorhat. Gar nicht mal schlecht. Wir haben die Partie selbst, schon einige Male durchexerziert. Und wie ich John kenne, bist du gleich an der Reihe, Suko. Halt deine Waffe griffbereit, du wirst oben links den Turm schlagen können.«

Der Chinese nickte.

Aber erst einmal war Octavio am Zug.

Bill Conolly – selbst ein guter Schachspieler – hatte in den letzten Minuten die Angst abgeschüttelt. Er konzentrierte sich voll auf das Spiel, und er vertraute darauf, daß John die Züge durchführte, die er mit dem Reporter schon einstudiert hatte.

»Jetzt bin ich an der Reihe!« zischte der Chinese.

»Und kämpfe!« rief ihm Bill noch nach.

Suko nickte. Sprechen konnte er nicht. Er spürte plötzlich die Kraft, die ihn vom Boden hochriß und vor Bill Conolly wieder auf das Feld stellte.

»Freie Bahn«, hörte er die Stimme des Reporters.

Suko lachte hart. »Ich fühle mich verdammt komisch. Aber der Bauer deckt mich ja.«

»Jetzt ist erst einmal Octavio an der Reihe«, sagte Bill. »Achtung!«

Der Reporter und Suko starrten auf die schwarzen Figuren.

»Der macht die gleichen Züge wie John«, flüsterte Bill. »Er will uns unseren Turm mit seinem Läufer wegnehmen. Verdammt, auch.«

»Und? Ist das tragisch?«

»Eigentlich nicht. Aber John muß jetzt aufpassen. Hoffentlich nimmt er dich jetzt. Dann kannst du den anderen Läufer schlagen, Ihr steht euch ja diagonal gegenüber.« Bill war aufgeregt. »Mensch, John, mach, mach.«

Wieder spürte Suko die Kraft. Diesmal wurde er diagonal über das Feld geschleudert. Immer näher kamen die schwarzen Figuren. Dann sah er den kahlen Schädel des Läufers dicht vor sich, landete auf dessen Feld.

Suko stach zu.

Seine Füße hatten kaum den Boden berührt, da rammte er den Speer in den Leib der dämonischen Schachfigur. Er hatte dabei keinerlei Gewissensbisse, denn er kämpfte hier nicht gegen Menschen.

Eine dunkle, grünschwarze Flüssigkeit quoll aus der Wunde des Läufers. Und dann, von einer Sekunde zur anderen, löste er sich auf. Nur ein Rauchfaden zog träge den gläsernen Himmel entgegen.

Suko hatte den ersten Kampf gewonnen.

Der Chinese knirschte mit den Zähnen. Sein Überlebenswille hatte sich gesteigert. Dicht vor sich sah er den Springer. Er saß auf dem schwarzen Pferd. Die Skelettfratze unter der weißlichen Haut schimmerte. Der Springer griff hinter sich, holte einen Pfeil aus dem Köcher, setzte ihn auf die Sehne und spannte den Bogen.

Suko spürte ein Prickeln, auf dem Rücken. Er fühlte sich plötzlich gar nicht mehr wohl. Hinter ihm stand der Bauer, vor ihm der Springer. Er war eingekesselt.

Und der Springer legte auf ihn an.

Instinktiv machte Suko einen Schritt zur Seite, geriet aber an den Rand des Feldes und wurde durch eine magische Barriere gestoppt. Er konnte nicht herunter.

Da wurde ihm klar, daß Octavio falsch spielte.

Sekunden vertropften…

Das Gesicht des Springers verzerrte sich. Im nächsten Augenblick würde der Pfeil von der Sehne schnellen.

Der Springer ließ los.

Und jetzt zeigte der Chinese seine Klasse. Er fiel zusammen wie ein Ballon, dem der letzte Rest an Luft entwich. Der Pfeil sirrte dicht an seinem linken Ohr vorbei und fuhr mit einem dumpfen Laut hinter ihm in den Rücken des dämonischen Bauern.

Suko hörte ein keuchendes Geräusch. Der Springer stieß einen Wutschrei aus, griff zu einem neuen Pfeil. Die Bewegung war glatt, verriet Routine.

Da schleuderte Suko den Speer.

Er traf die dämonische Schachfigur.

Den Springer schleuderte es von seinem Rappen. Er versuchte sich noch festzuhalten – vergeblich. Mit einem dumpfen Laut fiel er auf den Boden und verging.

Wie sein Reittier, mit dem er eine magische Symbiose eingegangen war.

Der Chinese kreiselte herum.

Das Feld hinter ihm war leer. Der tödliche Pfeil des Springers hatte den Bauern vernichtet.

Suko hatte diese Schlacht gewonnen.

Aber längst noch keinen Sieg errungen…

***

Ich sprang auf.

Deutlich konnte ich in dem Spiegel erkennen, daß der Springer sich selbständig machte, einen Pfeil auflegte und damit auf Suko zielte. Ich sah das hinterlistige Lächeln in Octavios Gesicht, und mir wurde klar, daß er mit gezinkten Karten spielte.

»Sie spielen falsch!« brüllte ich ihn an. Ich wäre ihm gern an die Kehle gegangen, aber ich wußte nicht, was dann mit meinen vier Freunden geschehen würde.

Er lachte nur. »Ja!« schrie er. »Hier wird nach meinen Regeln gespielt. Ich dachte immer, Sie wären ein…« Auf einmal verzerrte sich sein Gesicht.

Ich warf wieder einen raschen Blick in den Spiegel und sah den Grund.

Suko hatte den Springer erledigt. Er existierte nicht mehr, hatte sich aufgelöst und war eingegangen in das Niemandsland der Hölle.

Octavio starrte auf das Schachbrett. »Gar nicht schlecht, Ihr Chinese«, flüsterte er, »aber das wird ihm auch nicht helfen. Ich habe noch andere Trümpfe.«

Ich zog meine Beretta und legte auf Octavio an. »Wenn Sie noch einmal falschspielen, schieße ich«, sagte ich kalt.

»Dann werden Ihre Freunde für immer in der Dimension des Schreckens verschollen bleiben«, lautete die Antwort.

»Darauf lasse ich es ankommen!« erwiderte ich.

Er sah mich an und mußte wohl in meinen Augen erkannt haben, daß es mir bitter ernst war.

Grinsend lehnte er sich zurück. »Okay, Geisterjäger«, sagte er, »spielen wir weiter.« Er beugte sich vor und griff nach der nächsten Figur.

***

Suko wußte natürlich, daß Johns Gegner die Spielregeln nicht eingehalten hatte. Aber er hatte sich damit ins eigene Fleisch geschnitten. Er hatte drei Spieler verloren. Seine Position war geschwächt.

Nun war er wieder am Zug.

Links neben Suko stand noch, ein Bauer. Er wurde um ein Feld vorgerückt, damit der schwarze Turm mehr Platz bekam.

Jetzt mußte John richtig reagieren.

Suko fieberte dem nächsten Zug entgegen. Wenn John eine andere Figur, setzen würde, sah es schon schlechter für Suko aus, dann mußte er zurück, um aus der Reichweite des Turms zu gelangen.

Doch Sinclair reagierte phantastisch.

Wieder fühlte der Chinese die unheimliche Kraft, die ihn anhob und auf das Feld schräg vor ihm zubewegte.

Der Turm verging. Kaum hatte Suko die Grenze überschritten, da löste sich der Turm auf.

Er stand jetzt an der äußersten diagonalen Seite des schwarzen Feldes. Er war wie ein Sagenheld in die Phalanx der feindlichen Spieler eingebrochen.

Die beiden links neben ihm waren leer. Dann kam schon der König.

Suko sah, wie Bill ihm zuwinkte.

Der Chinese grüßte zurück.

Johns Gegner mußte nun einen neuen Angriff aufbauen. Er nahm einen Bauern. Und zwar den, der vor der Dame stand.

Ein Feld setzte er ihn vor. Damit hatte er seinem zweiten Läufer freie, Bahn gelassen.

Nun war John wieder am Zug.

Zuerst tat sich nichts. Suko hatte Zeit, sich nach seiner Waffe umzusehen.

Der Speer lag unerreichbar für ihn in einem anderen Feld. Die magische Grenze verhinderte Suko, an ihn heranzukommen.

Doch John verlagerte das Spiel. Er setzte seinen zweiten Joker ein.

Bill Conolly!

Als Springer hatte Bill die Möglichkeit, mehrere Felder zu überspringen.

John nutzte die Chance.

Zum erstenmal spürte der Reporter die gewaltige Kraft, die ihn

hochhob, über andere Figuren hinwegtrug und an den Rand des Feldes setzte. Auf H3.

Bill Conolly kam zur Ruhe. Ihn hatte ein leichtes Schwindelgefühl erfaßt, das aber langsam wieder verschwand. Er blickte sich um.

Sheila und Jane standen noch auf ihren Feldern. Aber Bill sah die Hoffnung in ihren Augen leuchten. In einer impulsiven Bewegung hob er den rechten Arm und spreizte Mittel- und Zeigefinger ab.

V – wie Victory. Das Siegeszeichen!

Der nächste Zug gehörte Johns Gegner.

Er jagte seinen Läufer ins Feld, setzte ihn auf B4 und ließ ihn dort stehen. Der Zug war raffiniert, denn jetzt war die Dame, war Jane Collins in Gefahr, falls der Bauer, der sie deckte, weggezogen wurde.

Der nächste Zug gehörte John.

Er nahm den linken, äußeren Bauern und setzte ihn auf A3.

Bill frohlockte innerlich. John hatte ausgezeichnet pariert. Nun war auch der zweite Läufer seines Gegners in Gefahr.

Er mußte zurückgehen, denn wenn er den Bauern schlug, dann stand schon ein zweiter bereit, um, ihm den Garaus zu machen.

John Sinclair begann sich einzuspielen.

Doch Octavio ging nicht zurück.

Er griff an.

Er drosch seinen Läufer vor und schlug den Bauern weg, der den König von vorn und die Dame von der linken Seite her deckte.

Warum machte er das?

Der Läufer war leicht zu schlagen. Johns zweiter Läufer brauchte nur um ein Feld vorzurücken.

Aber auch John reagierte nicht.

Unwillkürlich warf Bill Conolly einen Blick in die Höhe.

Nichts – nichts war von den Gegner zu sehen.

Und doch hatte Bill das Gefühl, daß etwas passiert war, was dem Spiel eine entscheidende,, Wendung gegeben hatte…

***

Ich hatte meinen Gegner im Schachspiel überschätzt, das wurde mir sehr schnell klar.

Octavio – machte haarsträubende Fehler.

Als er jetzt auch noch seinen zweiten Läufer durch einen falschen Zug opferte, konnte ich mir ein Lächeln nicht verbeißen.

»Damit sind Sie den auch los«, sagte ich.

Ich wollte schon meinen eigenen Läufer ein Feld vorsetzen, als Octavio aufsprang.

»Halt!« schrie er.

Ehe ich es verhindern konnte, warf er sich über den Tisch und hatte meine Pistole an sich gerissen. Ich hatte sie leichtsinnig neben das

Schachbrett gelegt. Dafür hätte ich mich jetzt noch in den Hintern beißen können.

Octavio sprang zwei Schritte zurück. »Bleib so sitzen, Geisterjäger«, blaffte er. »Jetzt wird nach meinen Regeln gespielt!«

Ich legte beide Hände flach auf den Tisch. »Was werfen Sie mir vor, Octavio? Habe ich falsch gespielt? Habe ich die Regeln nicht beachtet? Oder was?«

»Weder noch, Sinclair.«

»Was dann?« fragte ich höhnisch. »Oder sind Sie etwa sauer, daß ich doch der Bessere bin?«

Octavios Gesicht verzerrte sich. »Das wird sich erst noch herausstellen!« zischte er. »Sie sind noch längst nicht Sieger. Meine Trumpfkarte spiele ich erst noch aus.«

Ich deutete auf seinen Platz. »Dann setzen Sie sich doch, und spielen Sie weiter!«

»Nein, mein Lieber. Ich werde weiterspielen. Aber nicht hier. Ich werde mich selbst in das Spiel einmischen. Sie können es ja auch.« Er bewegte sich bei seinen Worten auf den Spiegel zu, und ich ahnte, was er vorhatte.

»Machen Sie keinen Unsinn!« Ich sprang auf.

»Soll ich abdrücken?« schrie Octavio. »Ich weiß, daß Ihre Kanone mit Silberkugeln geladen ist. Und ich weiß auch, daß Sie für Menschen tödlich sind. Ich mache keinen langen Prozeß mehr, Sinclair. Ich werde Sie umlegen und anschließend durch den Spiegel verschwinden. Sechs Kugeln sind im Magazin. Wenn ich Sie erschieße, habe ich noch fünf. Die reichen für Ihre Freunde.«

Und ob die reichten!

Ich Idiot hatte mich übertölpeln lassen, hatte mich zu sehr auf das Schachspiel konzentriert und vergessen, welch einem Gegner ich gegenübersaß.

Noch trennte uns der Schreibtisch. Ich verfolgte jede Bewegung Octavios Immer näher kam er dem Spiegel.

Und ich ahnte auch, was er vorhatte. Er würde schießen, kurz bevor er in den Spiegel eintauchte.

Doch vorher schnellte sein linker Arm vor, und ehe ich es verhindern konnte, fegte er alle noch auf dem Schachbrett befindlichen Figuren um.

Ich konnte mir vorstellen, was jetzt auf dem anderen Schachbrett los war. Einen Blick in den Spiegel zu riskieren, wagte ich nicht. Dafür hörte ich Octavios hämisches Lachen.

»Deine Freunde werden sich wundern!« kicherte er. »Vielleicht sind sie auch schon tot, wenn ich unten bin, dann habe ich Kugeln gespart.«

Er machte wieder einen Schritt näher zum Spiegel hin.

»Verloren, Sinclair!« rief er. »Aus und vorbei!«
Er stand jetzt mit dem Rücken vor dem Spiegel. Zwei Yards befand ich mich von ihm entfernt. Sein rechter Zeigefinger hatte sich um den Abzug gekrallt.
Eine winzige Bewegung nur, dann…
Es ist bei fast allen Menschen gleich. Profikillern eventuell ausgenommen. Wenn sie sich überwinden zu schießen, dann zeigt sich das in ihren Augen.
Ein kurzes Aufblitzen vielleicht ein.
Bei Octavio war es soweit.
Nur verzerrte sich bei ihm der Mund.
Im gleichen Augenblick drückte er ab!
Der Schuß bellte auf.
Ich flog zur Seite, hörte ein widerliches Lachen und verspürte einen Hammerschlag an meiner linke Schulter.
Getroffen!
Ich prallte zu Boden, rollte um meine eigene Achse, spürte den ziehenden Schmerz und wurde vom Schreibtisch gestoppt.
Ich riß mich zusammen, zog mich keuchend an der Platte hoch.
Von Octavio war nichts mehr zu sehen.
Er war verschwunden, war hineingetaucht in den Dimensionsspiegel, um mit meiner eigenen Waffe meine Freunde umzubringen.
Meine Chance war gleich Null.
Oder?
Nein, zum Teufel. Hatte ich bisher nicht alles auf eine Karte gesetzt? Dann wollte ich auch jetzt nicht kneifen. Ich mußte ihm nach, mußte durch den Dimensionsspiegel in das Reich des Schreckens tauchen.
Ich überlegte nicht länger, sondern stolperte auf den Spiegel zu und warf mich gegen die Fläche…

***

Bill Conolly drehte den Kopf nach links und sah die ängstlichen Gesichter der Frauen.
»Warum spielen die beiden nicht weiter?« rief Sheila.
»Ich weiß es nicht.« Bill hob die Schultern. »Vielleicht haben sie mal eine Pause eingelegt.«
Der Reporter warf Suko einen Blick zu, doch auch der Chinese schien ziemlich ratlos zu sein. Er stand auf seinem Schachfeld und hielt die in der Nähe stehenden schwarzen Dämonenfiguren im Auge.
Zeit verging.
Die Spannung wuchs. Immer wieder warfen die vier Freunde ihre Blicke nach oben, wo, sich der gläserne riesige Himmel spannte.
Und dann geschah es. Ein Windstoß schien mit ungeheurer Wucht über das Schachbrett zu fegen. Er war so gewaltig, daß die Figuren

erfaßt wurden, als wären sie nur trockene Blätter.

Zuerst packte es Suko. Ein Wirbel riß ihn vom Boden hoch und schleuderte ihn durch die Luft. Er krachte mit einem der Springer zusammen, warf diesen aus dem Sattel und prallte zu Boden, wo er benommen liegenblieb.

Auch Bill Conolly geriet in den Strudel. Seine Beine wurden ihm weggerissen. Er kippte nach vorn, fiel auf den Bauch und wurde in die Mitte des Schachfeldes geschleudert. Dort blieb er stöhnend liegen.

Der Sturm machte auch vor den Frauen nicht halt. Sheila und Jane prallten gegeneinander und klammerten sich auch fest. Janes Beine hoben vom Boden ab. Ihre Füße knallten einer anderen dämonischen Figur ins Gesicht, eine Waffe rutschte auf sie zu, und Jane war geistesgegenwärtig genug, um das Schwert an sich zu reißen. Mit der linken Hand hielt sie Sheila gepackt und deckte sie mit ihrem Körper.

Dann wurde es ruhig.

Eine nahezu unnatürliche Stille kehrte ein.

Das Schachbrett glich einem Schlachtfeld.

Alle Figuren waren umgestürzt, lagen wirr durcheinander. Die vier Freunde waren getrennt. Der erste, der sich erhob, war Suko. Der Chinese hatte den Sturm am besten überstanden. Torkelnd lief er einige Schritte und riß dem schwarzen König das Schwert aus der Hand.

Da erreichte die Schachfigur zu höllischem Leben. Die Krone auf seinem Schädel schien, noch stärker zu flammen.

Er streckte die Arme und krümmte die Hände. Aus seinem Mund drang ein schreckliches Fauchen.

Wie ein germanischer Recke stand Suko auf dem Schlachtfeld. Mit beiden Fäusten umklammerte er den Knauf des Schwertes.

Eiskalt ließ er den König kommen.

Und der rannte genau in sein Verderben.

Suko – hielt das Schwert leicht angewinkelt und schlug im richtigen Moment zu.

Mit einem einzigen Hieb trennte er der Schachfigur den Schädel vom Rumpf.

Der Kopf prallte gar nicht mehr zu Boden. Er verglühte noch in der Luft.

Suko kreiselte herum. Dabei stieß er einen – heiseren Kampfschrei aus. Auf seinem Gesicht lag ein wilder Ausdruck.

Suko war bereit, dem Horror ein Ende zu setzen.

Ein Bauer griff an. Er hatte den Tod des Königs mitbekommen und wollte ihn rächen. Die Lanze sollte Sukos Brust durchbohren.

Der Chinese war schneller. Er steppte zur Seite und führte einen blitzschnellen Hieb.

Die dämonische Schachfigur wurde ausgelöscht.

Für die nächsten Augenblicke wagte sich niemand an den Chinesen heran.

Wild sah Suko um sich. Und plötzlich wurden seine Augen weit. Er hatte Bill Conolly entdeckt, der auf dem Boden lag und von mehreren Schachfiguren attackiert wurde.

Suko zählte einen Springer und drei Bauern. Und – was ihn noch mehr erstaunte, auch die weißen Figuren griffen in die Auseinandersetzung mit ein. Sie stellten sich aber gegen die schwarzen.

Ihre Chance war gleich Null. Sie hatten den Waffen nichts entgegenzusetzen. Die dämonischen Schachfiguren gaben kein Pardon.

Suko rannte los. Dabei schwang er wild sein Schwert.

Aber auch noch jemand sah nicht untätig zu.

Jane Collins!

Sie wollte dem Reporter ebenfalls zu Hilfe eilen.

Bill war bisher durch gezielte Ausweichmanöver einer Verletzung entgangen.

Jetzt aber sah er sich eingekreist.

Sogar die gegnerische Dame griff an. Sie war ebenfalls mit einer Lanze bewaffnet, drängte die Bauern zur Seite und stieß zu.

Bill schnellte nach vorn. Die Lanze zischte an ihm vorbei und bohrte sich in den Boden. Sie nagelte gleichzeitig ein Hosenbein des Reporters fest.

Bill Conolly war behindert.

Ein Pfeil wurde auf ihn angelegt. Er sah hinter dem Bogen einen Totenschädel schimmern.

Der Traum! Der Traum! schoß es Bill Conolly durch den Kopf.

Da flirrte etwas durch die Luft und bohrte sich mit ungeheurer Wucht in die Brust des dämonischen Bogenschützen.

Jane Collins hatte aus vollem Lauf mit aller Kraft ihr Schwert geworfen.

Und getroffen!

Der Bogenschütze wurde zurückgeworfen, verlor den Halt, fiel zu Boden und verglühte.

Bill Conolly erfaßte sehr schnell die Situation. Er riß die Lanze, die sein Hosenbein festnagelte aus dem Boden, sprang auf und schrie: »Jetzt machen wir sie fertig!«

»Nichts geht mehr!« peitschte plötzlich eine Stimme über das Schachtfeld.

Die Menschen erstarrten.

Diese Stimme kannten sie. Sie gehörte John Sinclairs Gegner. Und er war mitten unter ihnen.

Mit einer Pistole bewaffnet.

Die Mündung klebte an Sheila Conollys Hals. Die linke Hand hatte

der Kerl in das lange Haar gekrallt und Sheilas Kopf zurückgezogen. In der Rechten hielt er die Waffe.

Johns Beretta.

Bill Conolly erkannte sie sofort. Freiwillig hätte sich der Geisterjäger nicht davon getrennt. Und daß dieser Hundesohn die Pistole nun besaß, bedeutete für Bill, daß John Sinclair auf der Strecke geblieben war…

»Bleibt ja, wo ihr seid!« schrie Octavio. »Jetzt werde ich das Steuer herumreißen.«

»Wo ist John Sinclair?« rief Bill.

»Erledigt!« brüllte der Mann triumphierend. »Ich, Octavio, habe es endlich geschafft.«

Bill Conolly knirschte vor Wut mit den Zähnen. Nie hätte er diesem Octavio vertrauen sollen. Wenn er doch nur nicht auf die Idee gekommen wäre, das Schachspiel zu kaufen…

Bill hätte sich vor Wut in den Hintern treten können. In ohnmächtigem Zorn ballte er die Hände zu Fäusten. Im Augenblick hatte Octavio alle Trümpfe in der Hand, und es sah aus, als solle er sie auch behalten.

Niemand wagte sich zu rühren.

Suko stand wie ein Denkmal auf dem Schlachtfeld. Er hatte die Hand mit dem Schwert sinken lassen. Sein Gesicht wirkte wie eine marmorne Maske.

Auch Jane Collins stand wie festgenagelt. Nur das Zucken um ihre Mundwinkel verriet, wie erregt sie war.

Octavio lachte böse. Auch er war kleiner geworden, aber das störte ihn nicht, denn er fühlte sich in den Dimensionen des Schreckens recht wohl. »Diesmal ist es aus!« rief er. »Selbst ein John Sinclair kann euch nicht mehr helfen. Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß es so leicht sein würde. Aber er hat seine eigene Unzulänglichkeit erkannt, euer ach so unbesiegbarer Geisterjäger!«

Bill Conolly konnte sich nicht mehr beherrschen. »Ist er tot?« schrie er. Bei diesen Worten schimmerten Tränen in seinen Augen.

Octavio wandte hastig den Kopf. »Ich habe noch fünf Kugeln in diesem Magazin. Sechs waren vorher darin. Eine habe ich Sinclair gegeben. Ist die Frage damit beantwortet.«

Bill preßte die Lippen zusammen. Die Wut und der. Zorn drohte ihn wie eine Woge zu überschwemmen. Er sah Sheila auf dem Boden knien, die Pistolenmündung drückte gegen die straffe Haut ihres Halses. Er sah den gequälten Ausdruck auf dem Gesicht seiner Frau, und all das machte ihn wahnsinnig.

»Laß sie los!« brüllte Bill Conolly plötzlich. »Laß sie los!« Seine Stimme überschlug sich.

Octavio lachte nur.

Pfeifend sog Bill den Atem ein. Seine Stirnadern schwollen an. Wieder sah er Sheila an, und er mußte daran denken, welches Geheimnis sie ihm anvertraut hatte.

»Du Schweiiinnn!« brüllte der Reporter und rannte einfach los.

Octavio stieß einen Fluch aus, nahm die Waffe von Sheilas Hals und feuerte auf den heranjagenden Bill…

***

Ich segelte durch die Unendlichkeit.

Tausend Eindrücke gleichzeitig stürmten auf mich zu. Ich sah gräßliche Gestalten; ein verwirrendes Farbenspiel fiel in eine nie enden wollende Schwärze, um im nächsten Augenblick in einem tosenden Flammenkorridor zu landen.

Zeit, Raum, Geschwindigkeit – es waren Begriffe, die es für mich nicht mehr gab.

War ich Stunden, Minuten oder nur Sekunden unterwegs? Ich wußte es nicht. Ich nahm die Eindrücke auf und vergaß sie gleich wieder, um von neuen, fremden Bildern gefesselt zu werden.

Plötzlich sah ich das Schachbrett.

Und das Chaos!

Ich wollte schreien, mich bemerkbar machen, meine Stimme blieb stumm. Wie ein großer toter Vogel fiel ich auf das Schachbrett zu, Ich sah meine Freunde.

Suko, Bill, Sheila und Jane!

Und Octavio!

Ich hatte das Gefühl, mein Herzschlag würde aussetzen. Dieser Octavio packte Sheila Conolly und setzte ihr die Mündung einer Pistole an den Hals.

Ich rief, ich schrie, brüllte…

Mein Gott, warum hörte mich denn keiner!

Ich schwebte tiefer, hatte das Gefühl, an einen riesigen Fallschirm zu hängen.

Näher und näher kam das Brett.

Erst jetzt merkte ich, daß sich meine Hände um das Kreuz am Hals geklammert hatten. Sie hielten es fest wie einen kostbaren Schatz. Würde es mir in dieser Hölle helfen?

Näher und näher kam ich dem Schachbrett. Jede Einzelheit bekam ich mit. Ich sah, wie Bill Conolly plötzlich losrannte und wie Octavio die Waffe herumriß und schoß…

***

Riesengroß kam dem Reporter die Mündung vor. Die Mündung, aus der im Bruchteil einer Sekunde der Tod platzen würde.

Doch da reagierte Jane Collins.

Bill mußte an ihr vorbei, und im gleichen Moment schnellte ihr

rechtes Bein vor.

Die Bewegung und der Schuß fielen zusammen.

Bill, fiel über das ausgestreckte Bein, stolperte, und das Blei jaulte an seinem linken Ohr vorbei.

Hart prallte der Reporter zu Boden.

Ehe Octavio jedoch ein zweites Mal schießen konnte, wurde Sheila aktiv.

Sie riß den Unheimlichen einfach um.

Damit hatte Octavio nie im Leben gerechnet. Er kam nicht mehr dazu, sich abzustützen. Mit voller Wucht prallte er zu Boden. Haßerfüllt brüllte er auf, doch er gab sich nicht geschlagen.

Jetzt mobilisierte er seine Hilfstruppen.

»Tötet sie!« schrie er. »Tötet sie!«

Und die lebenden Schachfiguren setzten sich in Bewegung. Schwerter und Lanzen wurden gezückt. Pfeile, auf die Sehnen gelegt, der Tod sollte grausame Ernte halten.

Das war genau der Augenblick, an dem ich Bodenkontakt hatte.

»John!« hörte ich einen gellenden Schrei.

Ich kümmerte mich nicht, um diesen Ruf, hatte nur Augen für Octavio, dem es galt, das schreckliche Handwerk zu legen.

Ich suchte ihn, wurde dabei angegriffen.

Ein Bauer wollte mich mit seiner Lanze durchbohren.

Ich wich zur Seite und drückte ihm das geweihte Kreuz ins Gesicht. Die dämonische Figur verbrannte.

Ich nahm die Lanze.

Dann sah ich Octavio.

Er hetzte am Rand des Schachfeldes entlang. Ich wußte nicht, was er Vorhatte und wo er hinwollte.

Augenblicklich nahm ich die Verfolgung auf. Obwohl die Silberkugel noch in meiner Schulter steckte, spürte ich die Verletzung nicht. Ich hatte die Schmerzen einfach verdrängt, denn jetzt gab es ein wichtiges Ziel.

Ich holte auf.

Octavio warf, einen Blick über die Schulter, er sah mich, und sein Gesicht verzerrte sich.

Er schoß.

Viel zu überhastet. Die Silberkugel zischte matt an mir vorbei. Ich hatte das Gefühl, als gebe es nur Octavio und mich auf diesem Schachfeld. Ich sah und hörte nichts mehr von dem Kampfgetümmel um mich herum.

Wieder feuerte er, und wieder ging der Schuß daneben.

Dann hob ich die erbeutete Lanze. Ich riß den Arm weit über meine Schulter nach hinten und schleuderte die Waffe aus vollem Lauf und mit all der Kraft, die noch in mir steckte.

Die Lanze beschrieb einen Bogen. Sie prallte nicht in den Rücken des Dämons, sondern fegte dem Flehenden zwischen die Beine.

Octavio stolperte.

Zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit fiel er hin. Diesmal war der Sturz jedoch bedeutend heftiger. Meine Beretta wurde ihm aus der Hand geprellt und rutschte ein Stück weiter.

Innerhalb der nächsten zwei Sekunden war ich über ihm.

Hart riß ich Octavio herum. Er lag jetzt auf dem Rücken, blickte mich aus angstvoll geweiteten Augen an.

Ich warf mich auf ihn.

»Es ist aus!« keuchte ich. »Endgültig!« Bei diesen Worten nahm ich das Kreuz und drückte es ihm auf die Brust.

Er schrie markerschütternd, bäumte sich auf, als stünde er unter Strom.

Etwas Schreckliches geschah.

Das Feuer hüllte ihn ein wie ein Vorhang. Ich mußte zurückweichen, um mich vor der Hitze zu schützen. Octavio aber, der Dämon, der mich und meine Freunde fast besiegt hätte, verging in seiner ureigensten Dimension.

Ich kam nicht mehr dazu, mir weitere Gedanken zu machen. Urplötzlich veränderte sich die Welt. Ein mörderischer Sog packte mich. Ich wurde durch die Luft gewirbelt, sah wie die Erde aufbrach, das Schachbrett und die Totenköpfe verschlang, sah eine glühende Feuersbrunst, aus der sich die Fratze des Satans schälte.

War das die Hölle?

Plötzlich saß die Angst in meinem Körper, die Angst, daß alles doch noch schiefgehen könnte. Ich vernahm die Schreie der beiden Frauen, wollte etwas tun, mich gegen den Druck stemmen…

Dann versank die Umgebung in einer bodenlosen Schwärze.

Mein Denken, mein Fühlen – es wurde ausgeschaltet. Die unendlichen Dimensionen hatten mich umfangen.

Allmählich schälten sich die Konturen aus dem Dunkel. Ein Schreibtisch, ein Stuhl, ein Schrank, ein Spiegel…

Ich begriff nur langsam.

Doch die Erinnerung kam.

Ich schlug die Augen auf.

Ich befand mich wieder in normaler Größe auf der normalen Welt; ich war im Büro des Antiquitätenhändlers.

Suko, Bill, Sheila und Jane – sie waren da. Hatten mit mir diese unvorstellbare Reise gemacht und sie heil überstanden.

Erstes Morgenlicht fiel durch das Fenster. Ich fühlte nach meiner linken Schulter. Auf magische Weise.

Unbegreiflich.

Wir sahen uns nur an. Worte waren überflüssig. Dann fielen wir uns

in die Arme. Und bei Gott, wir schämten uns unserer Tränen nicht. Noch nie waren wir in solch einer Situation gewesen. Daß wir sie heil überstanden hatten, kam mir wie ein Wunder vor.

»An uns denkt wohl niemand«, beklagte sich Jane.

Doch – wir dachten an die Frauen. Und allem zum Trotz, wir setzten die Feier fort. In meiner Wohnung. Ich gab Superintendent Powell telefonisch Bescheid, dann stellten wir Telefon und Klingel ab und feierten.

Es war wie ein Rausch. Irgendwann rückte Sheila dann mit der Sprache heraus.

Sie wurde sogar rot, als sie uns erklärte, daß sie in Umständen war.

»Das wird ein Junge!« rief Bill und riß beide Arme hoch.

»Wie soll er denn heißen?« fragte ich.

»John natürlich. John. Wie denn sonst? Oder könnt ihr euch einen besseren Namen vorstellen?«

Nein, das konnten wir wirklich nicht. Ehrlich gesagt, ich hielt mich da raus. Schließlich will man ja nicht als unbescheiden gelten, nicht wahr?

ENDE